

**FRANK
SCHÄTZING
DIE TYRANNEI
DES SCHMETTERLINGS**

ROMAN

Kiepenheuer
& Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2018

© 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter
Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder
verbreitet werden.

Umschlaggestaltung, Titeli und Zwischentitel: buerogroll.com

Umschlagillustration: © Uwe Bröckert

Autorenfoto: © Paul Schmitz

Gesetzt aus der Stempel Garamond

Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-05084-4

Afrika.

Die durchweichte Zeit.

Von April bis Oktober verflüssigt sich die Luft. Wie schwarzblaue Planeten hängen die Regenfronten dann über den Bergen und treiben Richtung Savanne, belebt von geheimnisvollem Leuchten. Windgeister fegen durch einen postatomar gelben Himmel, Vorboten der baldigen Flut. Die Wasserplaneten rücken träge nach, verschlucken Horizonte und Blicke, saugen den Tag in sich auf, bis sie zu einem einzigen, alles umschließenden Schwarz verschmolzen sind.

Ein Grollen wird durch die Wolke gereicht.

Es zieht von Osten nach Westen, als gäben titanische Wesen Kommandos aneinander weiter, die Jenseitigen, Nhialic selbst vielleicht, nun in der Gestalt Dengs. Vereinbarte Zeichen, mit der Reinwaschung der Welt zu beginnen, doch der erste Guss bewirkt wenig. Der rissig gebackene Boden scheint nicht fähig, die Tropfen zu schlucken. Dick und zitternd balancieren sie im Staub, entformen sich jäh und hinterlassen schnell verblassende Flecken auf dem lehmigen Krakelee. Ein eher armseliges Schauspiel angesichts der imposanten Drohkulisse, dann endet der kurze Schauer so plötzlich, wie er eingesetzt hat.

Jedes Geräusch erstirbt.

Es folgt die Stille vor der völligen Auslöschung.

Ein Ozean stürzt herab.

Binnen Minuten verwandeln sich unbefestigte Straßen in Schluchten, als sei das Land aufgeplatzt und kehre sein Innerstes nach außen. Tonnen zähen, roten Schlamms quellen hervor, blasig vom Dauergeprassel. Aus Wiesen und Viehgründen drängen Seen, ausufernde, brodelnde Flächen, auf denen Spritzwasserblüten sprießen, dicht an dicht. Was Teil fester Landschaft war, wird zur Insel. In den Elementen wütet jetzt Mascardit, der Große Schwarze, der Tod und Fruchtbarkeit bringt, niemals das eine ohne das andere. Gleich einem rasenden Organismus schießt und windet sich die Flut zwischen Gehölzen und Trockenwäldern hindurch, alles Verdorrte mit sich reißend. Dem Verfall preisgegeben, wird die alte Welt hinweggespült, jede vertraute Struktur aufgelöst, jede Gewissheit getilgt, bis zum Moment spontaner Neuordnung.

Manchmal regnet es tagelang ohne Unterlass.

Dann plötzlich klafft das triefende Wolkengebräu auseinander, so wie jetzt, da makelloes Blau den Himmel zurückerobert. Ein Blau von solcher Tiefe und Intensität, dass die Männer im Schlamm sich unwillkürlich ducken und an ihre Heckler & Koch Gewehre klammern, als könne das Blau sie einsaugen und in die jenseitige Dimension speien.

In Nhialics Reich.

Nhialic, den Menschen entrückt, nachdem Urgöttin Abuk den Himmel von der Erde trennte und niedere Gottheiten ermächtigte, die Geschicke der Dinka zu leiten – man könnte auch sagen, sie hat die Gewalt des Hochgottes unterlaufen, indem sie ihn bestahl, um den Menschen mehr zu geben, als er ihnen zugedacht hatte. Womit sie ihn beschämte und Nhialic beleidigt von dannen zog, aber als Regengott Deng mischt er sich immer noch ein, zum Segen und Verderben aller.

Fast könnte man die Geschichten glauben.

Major Joshua Agok ist Anglikaner und glaubt an Jesus, was nach westeuropäischem und amerikanischem Verständnis akute Ar-

beitslosigkeit für heidnische Gottheiten bedeutet, doch den Dinka ist das Entweder-oder des christlichen Monotheismus fremd. Die Missionare, die am Weißen Nil vor über hundertfünfzig Jahren Seuchen zum Opfer fielen, die späteren katholischen Verona-Patres und britischen Anglikaner, schließlich die Abgesandten der Presbyterian Church of America – sie alle haben nie begriffen, dass man an Jesus glauben und ihn zugleich problemlos ins Familienbild niedriger Gottheiten und verehrter Ahnen einpassen kann. Die Alten waren immer schon da. Sie würden den Neuzugang misstrauisch bis freundlich beäugen, ihn gewähren lassen, aber warum sollten sie seinetwegen gehen?

Verschwindet eine Kuh, wenn man eine Kuh hinzukauf?

Agok zwingt sich, den Blick aus der blauen Kuppel zu lösen.

Wir verlieren uns in Mythen, denkt er.

Und warum? Weil wir uns selber nicht mehr glauben können. Aber an irgendetwas muss man glauben. Es steht viel Gutes in der Bibel, und wer würde widersprechen, dass die Natur von Geistern belebt ist, die Seelen der Verstorbenen in ihr wirken, dass tatsächlich alles, was geschaffen wurde, materieller Ausdruck einer Welt von Geistern ist, die solcherart in unsere Dimension wechseln. Nur, was immer uns Verstand gegeben hat – es kann nicht gewollt haben, dass wir ihn nicht benutzen, um endlich diesen unseligen Bürgerkrieg zu beenden. Andernfalls wäre alles umsonst gewesen. Was wir erlitten und an Leid zugefügt haben, um unsere Vorstellungen von Freiheit durchzusetzen.

Ebendiese Vorstellungen sind jetzt das Problem.

Agok schaut hinter sich.

Kreaturen aus Lehm, blitzende Augen in Schlammgesichtern. Als habe die Erde selbst sich erhoben. Die Legende vom Golem, daran muss er denken, als er seine kleine Streitmacht überschaut. Einhundertzwanzig Golems, bis an die Zähne bewaffnet. Verschwindend wenige gegen Olonys Miliz, die das Gebiet kontrolliert, doch die Besten, die sich finden ließen. Ein Volk, dem man Gewehre in die Hand gedrückt hat, um für seine Unabhängig-

keit zu kämpfen, wird nicht zur schlagkräftigen Armee, bloß weil man einen Kreis um es zieht und das Ganze Staat nennt. Aber diese Jungs sind wirklich gut. Agok selbst hat sie ausgesucht, jeden Einzelnen von ihnen. Mit konzentrierten Mienen hocken sie im Unterholz, beschattet von Tamarindenbäumen und Akazien. Solange die Sonne ihr glühendes Intermezzo gibt, bietet das Laubdach Schutz; den Regen konnte es nicht von ihnen fernhalten. Während der Wolkenbrüche ist es ziemlich gleich, wo du dich aufhältst. Die Feuchtigkeit kommt von allen Seiten, entsprechend sind sie nass bis auf die Knochen, und der rote Schlamm tut das Seine, um sie wie eine Horde lauernder Erdgeister aussehen zu lassen.

Eine kurze Atempause, denkt Agok.

Nicht eingeplant, nicht unwillkommen.

Dann werden sie den Wald verlassen und auf Olonys Stellungen vorrücken.

Der Moment, dem sie entgegenfiebern, seit die Helikopter sie vor zwei Tagen abgesetzt haben, mitten im Niemandsland.

Zu Fuß haben sie sich durch den lichten, unterholzreichen Wald bis hierher durchgeschlagen. Abseits der Lehmstraßen, die ohnehin unpassierbar sind um diese Jahreszeit. So hoch oben, im Grenzgebiet zum Norden, hat der Regen die Menschen fast vollständig isoliert. Auf dem Landweg werden die Ortschaften und Gehöfte während der kommenden Monate nicht zu erreichen sein. Im ganzen Staatsgebiet gibt es nur rund fünfzig Kilometer asphaltierte Straße, vornehmlich dazu dienend, der fernen Hauptstadt ein bisschen urbanes Flair zu verleihen. Als sie vor sechs Jahren dort die Unabhängigkeit feierten, galt der von Hütten umstandene, lärmige, bunte Marktflecken mit seinen planlos hineingewürfelten Repräsentationsbauten plötzlich als Hotspot. Ein Staat wurde geboren, und jeder wollte Geburtshelfer spielen. Im Sahara Resort Hotel, der einzig repräsentablen Adresse am Platz, drängten sich Diplomaten, Ölmagnaten, Waffenhändler,

Blauhelme, NGOs und Prediger, im Gepäck Pläne für Krankenhäuser, Universitäten, Flughäfen, Ölpipelines und Missionsstationen. Wie durch Zauberhand avancierte der kümmerliche Bestand an Kraftfahrzeugen über Nacht zur Musterschau japanischer Geländewagen mit Satellitenantennen. Alles schien möglich. Alleine das Öl würde Milliarden Dollar in die Staatskasse spülen, und Hunderte Millionen an Entwicklungsgeldern lagen in europäischen Hilfsfonds bereit. Die Abspaltung von der Diktatur im muslimischen Norden, die den schwarzafrikanischen Süden so lange ausgebeutet hatte, ohne für dessen Bewohner auch nur den kleinen Finger krumm zu machen, war erreicht, nach Jahrzehnten blutiger Auseinandersetzungen. Der Diktator eilte demütig zur Unterzeichnung des Friedensvertrags und versprach beste Beziehungen zum neuen Nachbarland. Er hatte Kreide gefressen, dass es aus den Mundwinkeln staubte, schließlich lag gegen ihn ein internationaler Haftbefehl wegen Verbrechen gegen die Menschlichkeit vor, da konnte es nicht schaden, zur Abwechslung den Versöhner zu geben.

Was für eine Chance wir hatten!, denkt Agok.

Und dann haben wir es vermasselt.

Er lugt um den Stamm der Akazie, die ihm Deckung gibt. Vor ihnen erstreckt sich die Savanne. Ein karg bewachsener Rapport aus Buschwerk und einzeln stehenden Bäumen, durchsetzt von strohgedeckten Rundhütten, die den nomadisierenden Viehhirten für die Dauer der Regenmonate als Behausung dienen. Noch letzten Monat sah es hier aus wie auf dem Mars, jetzt treiben leuchtend grüne Matten aus den vollgesogenen Böden, die Baumwipfel belauben sich im Zeitraffertempo, Blüten explodieren in vielfarbiger Pracht, eine Travestie der Schöpfung. Der Geruch frischen Regens zieht heran. Über den Bergen haben sich neue Wolkenungeheuer aufgetürmt und jagen Vogelschwärme vor sich her.

Agok genießt diesen Moment, in dem die Luft von einer Reinheit ist, wie man sie während der Trockenzeiten nie erlebt. Fast

schmerzhaft drängt sie in die Lunge. Er schaut zu, wie erste Schwaden aus der Ebene steigen und der Wald um sie herum zu dampfen beginnt. Die Mittagssonne sticht aus dem Zenit und entfacht einen rauschhaften Tanz der Moleküle, entreißt das Wasser den Böden, kaum dass der Himmel es hineingepumpt hat. Die Verdunstungshitze ist enorm. Bald wird die Savanne aussehen wie eingesponnen, und dann werden Agok und seine Männer Phantome sein.

Der Dunst und der Regen werden sie verbergen. Ihre einzige Chance auf offener Fläche.

Die trennt sie noch vom eigentlichen Einsatz. Fünf Kilometer liegen zwischen ihnen und der Stadt, die Olonys Kämpfer besetzt halten, einer Agglomeration von Baracken und Containern am Rand einer riesigen Ölförderanlage, die in der Ebene haftet wie aus einer anderen Welt hineintransplantiert. Der Fluss, den sie auf dem Weg dorthin überqueren müssen, dürfte seit Kurzem auf mehrfache Breite angeschwollen sein, wuchernde Randbewaldung verwehrt den Blick auf das Ölfeld dahinter. Alles, was Agok sieht, sind lose verteilte Viehherden und einzelne Wildtiere, die in Erwartung des nächsten Gusses Baumgruppen ansteuern, ein paar Antilopen, ein Elefantenpaar samt Jungen, die es sich im Schatten eines Baobabs gemütlich gemacht haben und mit den Stoßzähnen an der Rinde kratzen.

Von den paar Satellitenfotos, die ihnen die Amerikaner zur Verfügung gestellt haben, wissen sie in etwa, wie der Warlord seine Leute verteilt hat. Gerade genug Information, um den Typen aus dem Weg zu gehen. Sie offen zu bekämpfen, wäre glatter Selbstmord, ebenso gut könnten sie sich hier gegenseitig an die Bäume knüpfen und stürben mit Sicherheit einen gnadenvolleren Tod. Selbst für das Empfinden hartgesottener Söldner ist Olony ein Teufel, dessen Leute Ortschaften überfallen, Frauen schänden, foltern und verstümmeln, ihre Babys in brennende Häuser werfen und die älteren Kinder in militärische Ausbildungscamps verschleppen. Dort bringt man ihnen bei, allem und jedem mit

Verachtung zu begegnen, zwingt sie, Menschenfleisch zu essen, zu vergewaltigen, Gliedmaßen abzuhacken. Wer daran nicht zugrunde geht, wird mit einer Knarre belohnt und in den Kampf geschickt. Tausende Kinder sind seit Ausbruch des Bürgerkriegs verschwunden und als traumatisierte Killer wieder aufgetaucht – auf beiden Seiten.

Wir müssen dem ein Ende machen, denkt Agok.

Wie konnten wir nur so verrohen?

Buschtrommeln zu Glockengeläut, Hupkonzerte, überall Musik. In den Straßen wurde getanzt und der Name des ersten frei gewählten Präsidenten skandiert, ein Charismatiker, listenreich, studiert und weltgewandt. Seinen Stetson, den George W. Bush höchstpersönlich ihm geschenkt hat, trägt er wie eine zweite Hirnschale. Die Straßenlaternen sind mit der neuen Nationalflagge geschmückt, Fassaden verschwinden unter Plakaten der Regierungspartei, die eben noch eine Rebellenarmee war. Plastikblumen säumen den Weg zum Flughafen, wo stündlich Gäste eintreffen, Repräsentanten Chinas, der EU, Amerikas, der Afrikanischen Union, der Arabischen Liga. Dreißig Staatschefs haben sich angesagt, Ban Ki Moon entsteigt seiner Maschine und lacht in die Kameras. Dem Kreisverkehr im Stadtzentrum entwächst ein Pfahl, schwarz lackiert und gekrönt von Leuchtbuchstaben: »Wir waren gemeinsam unterdrückt, jetzt sind wir gemeinsam frei. Fröhliche Unabhängigkeit für alle!«

Nie wird Agok den Tag vergessen.

Fröhliche Unabhängigkeit, denkt er jetzt bitter. Aufbruch! Ein so wunderbares, großes Wort. Oder ein von der Kette gelassener Hund. In Afrika die Chiffre dafür, alte Rechnungen zu begleichen. Stoß uns das Tor zur Zukunft auf, und wir schaffen es, beim Hindurchgehen in der finstersten Vergangenheit zu landen. In den Köpfen gärt der Sündenfall. Es geht um verletzten Stolz und Viehdiebstähle, um Weidegründe, Wanderwege, abgewetzte Mythen. Nhialic hatte zwei Söhne, Dinka und Nuer. Beiden ver-

sprach er ein Geschenk. Dinka sollte eine alte Kuh erhalten, Nuer ein Kalb. In der folgenden Nacht ging Dinka in den Stall und forderte mit Nuers Stimme das Kalb ein, das ihm auch prompt ausgehändigt wurde. Als Nhialic sah, dass er seinem abgewichsten Sprössling auf den Leim gegangen war, packte ihn göttlicher Furor. Nuer, verfügte er, solle Dinka bis in alle Ewigkeit das Vieh stehlen dürfen, und wegen solchem Scheißdreck gehen wir einander an die Gurgel!

Die alte Frage, wer angefangen hat.

Keiner, und da liegt der Hund begraben. In unserer dumpfen Erinnerung waren wir immer nur Opfer.

Olony einen Dämpfer zu verpassen, wird den Bürgerkrieg nicht beenden. Er ist ein Schlächter unter vielen, doch eine erfolgreiche Offensive würde signalisieren: Wir können vielleicht nicht gewinnen – ihr aber auch nicht.

Also macht endlich Frieden!

Agoks Leute sind Saboteure. Ausgebildet von US-Militärstrategen, die ihnen gezeigt haben, wie man ein System infiltriert und von innen heraus zum Einsturz bringt. Mit Sprengstoff, Brunnenvergiftung, Desinformation. Mit der Waffe nur dann, wenn es unvermeidbar ist, also werden sie alles daransetzen, jeder direkten Konfrontation aus dem Wege zu gehen. Und natürlich wissen sie, dass es trotzdem dazu kommen wird und dass ihre Aussichten, den Einsatz zu überleben, alles andere als rosig sind.

Aber es gibt eine Chance.

Auf jeden Fall eine Chance, ordentlich Schaden anzurichten.

Geduldig sieht Agok zu, wie die Wolken heranrücken. Seine Männer sind jetzt dicht um ihn geschart, ein rot getünchter Organismus, der synchron atmet, bebt und wartet. Bei jeder Bewegung platzen kleine Krusten von ihren Kampfmonturen ab, wo die Sonne den Schlamm getrocknet hat. Dem Augenschein nach hocken sie im Matsch, tatsächlich schwimmen sie auf Öl. Der ganze Süden schwimmt auf Öl. Gründet auf Erzen, Diamanten, Gold

und Silber. Fast ein Wunder, dass die Regierung des jungen Staates überhaupt ein Jahr gehalten hat, bis der Vizepräsident – ein Nuer – putschte. Seitdem kämpft die halbe Armee auf der Seite des Präsidenten – ein Dinka – und die andere Hälfte auf der Gegenseite. Die Bündnistreue unterliegt Schwankungen, gegen die der lokale Wetterbericht anmutet wie Gottes ehernes Gebot. Olony etwa: bis vor Kurzem noch der Regierung ergeben, General der Streitkräfte, doch Ergebenheit wird stündlich neu verhandelt. Jetzt kämpft er für den abtrünnigen Vize.

Vielleicht aber auch nur für sich selbst.

Wir sind alle aus dem Busch gekommen, denkt Agok, ohne Vorstellung, was uns von unseren Peinigern unterscheidet.

Jetzt immerhin wissen wir es.

Nichts.

Wir haben den Blutzoll für die Unabhängigkeit entrichtet, um zu erkennen, dass uns sonst keine gemeinsamen Werte einen. Wie auch, da sich Bündnisse aus Stämmen formieren, die historisch in Dauerfehde liegen. Dieser Kontinent gebiert die Rebellion mit der Zwangsläufigkeit, mit der Sonnenlicht Schatten produziert, als könnten wir nur in ewiger Opposition Selbstwertgefühl entwickeln, und nie wird irgendetwas spürbar besser. Na ja. Vielleicht für die, die uns die Waffen liefern. Geld zustecken. Machtwechsel befördern gegen Schürfrechte und Bohrlizenzen. Rebellion und Korruption ergeben einen Kreis. Vor Generationen wurden wir versklavt, heute versklaven wir uns selbst und tun einander umso schlimmer an, was fremde Unterdrücker uns antaten. Nicht der zornigste Regen wird die Ströme von Blut aus dem Boden spülen können, die alleine zwischen Dinka und Nuer vergossen wurden.

Aber vielleicht gewinnen wir ja heute eine kleine Schlacht, um eine große zu beenden.

Er gibt seinen Männern das Zeichen.

Geduckt, die Gewehre im Anschlag, treten sie aus dem Schutz des Waldes hinaus auf die Ebene.

Über ihnen treibt am Rand der grollenden Wasserfront, in der es jetzt fahl aufleuchtet, die Sonne dahin. Ihre Strahlen fressen sich ins dräuende Schwarz, als hätten sie die Kraft, es zu zersetzen. In einer letzten Demonstration ihrer Macht zieht sie den Dunstvorhang höher und schließt ihn über den Köpfen der Soldaten. In den Schwaden spielt ihr Licht verrückt, ein Flirren und Gleißeln, dann verschluckt die riesige Wolke sie mit banaler Beiläufigkeit und entzieht der Welt alle Farben.

Schlagartig kühlt es ab.

Der Dunst wird dichter. Die Savanne wandelt sich zur Scherenschnittkulisse, ein Diarama vieler hintereinandergelegter Schichten. Abstufungen von Grau erzeugen eine theaterhafte Tiefe. Die Antilopen, die am linken Rand des Blickfelds unter die Bäume ziehen, Weißohr-Kobs mit charakteristischer Färbung und Satyrhörnern, sind zu Antilopenskizzen geworden, bloßer Umriss, eigenschaftslos. In der Waschküche fällt es schwer, Entfernungen abzuschätzen, aber Agok kennt die Gegend. Unweit von hier ist er aufgewachsen, einer der Gründe, warum er den Einsatz leitet. Die Wegmarken sind ihm vertraut, allen voran die kolossalen Baobabs, die Affenbrotbäume. Mit ihren ausladenden Stämmen und eigenartig verdrehten Ästen könnte man sie für aus dem Boden brechende Riesenkraken halten, deren erstarrten Armen kleine und immer kleinere Arme und Ärmchen entwachsen. Viele tragen seit Kurzem Blätter, was sie etwas mehr nach Bäumen und weniger nach fremdartigen Kreaturen aussehen lässt, doch der Eindruck des Bizarren bleibt.

Der Teufel selbst, sagt die Legende, habe die Baobabs gepflanzt, mit den Wurzeln nach oben.

Warum? Weil der Teufel so was eben tut.

Agok verzieht die Lippen. Tatsächlich ist das einzig Teuflische am Baobab die Eigenheit seiner Blüten, einen intensiven Verwesungsgestank auszuströmen. Den lieben die Flughunde, die nachts in Schwärmen zur Bestäubung anrücken.

Er kontrolliert die Ausrüstung an seiner Koppel: Messer, Trink-

flasche, Munition. Das Feld der Soldaten zieht sich auseinander, so haben sie es zuvor besprochen. Jeder nutzt die nächstliegende Deckung. Huscht ein Stück voran, verharret im aufschießenden Gras, hinter Büschen, am Fuß einer Akazie. Lläuft geduckt weiter. Trotz der Lasten, die sie mit sich tragen, Sprengstoff und Zünder, Granaten, Proviant, bewegen sie sich mit lautloser Eleganz. Über ihnen wuchert und quillt die apokalyptische Wolke, windet sich in Krämpfen, senkt sich herab, durchzuckt von elektrischer Aktivität.

Die ersten Tropfen klatschen in die Ebene.

Sofort nimmt die Sicht rapide ab. In der Ferne kann Agok die verwaschene Silhouette der Elefantenfamilie ausmachen, bevor der Dunst sie auflöst. Die Männer kommen schnell voran. Noch wenige Hundert Meter, bis sich das Gelände sanft hebt, um gleich wieder zum Fluss hin abzufallen. Auf der Kuppe verfilzt sich dichte, hochwachsende Vegetation. Agok hegt keinen Zweifel, dass Olonys Einheiten am gegenüberliegenden Ufer in den Büschen liegen, aber trotz ihrer enormen Mannstärke können sie nicht überall zugleich sein. Es wird unbewachte Passagen geben. Wege für Phantome, um sich durchzumogeln.

Um die Milizionäre dann von hinten zu überfallen –

Nein, ruft er sich zur Ordnung. Auch wenn der Gedanke verlockend ist, wir werden uns an den Plan halten und den offenen Kampf meiden.

So lange es irgend geht.

Der Regen nimmt an Heftigkeit zu, schraffiert die Männer rechts und links von Agok. Verwischt Landschaft, Menschen, Tiere zu einem monochromen Aquarell, ineinanderfließende Schatten auf der jetzt grauen Leinwand des Nebels. Am Fuß der Anhöhe zeichnet sich ein gewaltiger Affenbrotbaum ab, dessen Alter tausend Jahre oder mehr betragen dürfte. In einer titani-schen Geste umarmen seine Krakenäste die Wolken, die ihm den Speicher füllen. Baobabs sind lebende Reservoirs, sie horten Unmengen Wasser für die Trockenzeit. Dann kommen die Elefan-

ten und brechen die Rinde auf, schlagen große Hohlräume in den Stamm, um an die feuchten Fasern zu gelangen. Ihr Zerstörungswerk verwandelt die Baobabs in Brut- und Wohnhöhlen für andere Geschöpfe, so wie in jedem Wesen hier etwas Parasitäres nistet, seine Tunnel und Gänge in fremdes Gewebe gräbt und seinen Wirt langsam von innen verzehrt.

Natürlich kennt Agok auch diesen Baobab, dessen Stamm an der Basis gut und gerne dreizehn Meter umfasst. Er hält darauf zu, während immer dichter Regen die Sicht verschlechtert und der Boden sich mit einer zähflüssigen, schmatzenden Schicht bedeckt.

Etwas lässt ihn innehalten.

Die Flut hat inzwischen wasserfallartige Dimensionen angenommen. Sie rauscht in seinen Ohren und im Hirn, überlagert alle sonstigen Geräusche, doch inmitten des Getöses glaubt Agok – nein, er ist sich völlig sicher! –, einen schwachen Schrei gehört zu haben.

Mehr den Ansatz eines Schreis, sofort erstickt.

Ein Mensch hat geschrien.

Und jemand – etwas – hat ihn abgewürgt.

Er blinzelt, wischt das Wasser aus den Augen. Es gibt hier Löwen, doch Angriffe sind selten. Auch Leoparden und Hyänen treiben sich in der Savanne herum, jagen Zebras, Büffel und Kobs, versuchen mitunter, Jungtiere aus den Viehherden der Nomaden zu reißen. Immer mal kommt es zur Tragödie, doch allgemein bleiben die Wildtiere unter sich. Jeder wird satt – bis auf die Menschen, da das nie endende Schlachten die Bauern daran hindert, Getreide auszusäen. In einem der fruchtbarsten Landstriche Afrikas droht eine Hungersnot historischen Ausmaßes, doch die Tiere kommen über die Runden.

Wo sind seine Männer?

Da. Die paar jedenfalls, die er noch sehen kann. Sie tauchen auf, tauchen ab. Einer geht gleich vor ihm, verschwommen wie ein Tintenkleck vor der ausladenden Masse des Affenbrotbaums.

Und verschwindet.

Einfach so, begleitet von einem dumpfen Schmatzen, als werde etwas Weiches und Feuchtes auseinandergerissen.

Agok fährt herum, dem uralten Impuls folgend, sich einer möglichen Bedrohung von hinten zu versichern, den Abstand zu etwaigen Verfolgern abzuschätzen, obschon der Mann ja direkt vor ihm –

Was? Angegriffen wurde?

Adrenalin schießt in seine Muskeln. Sein Stammhirn bietet in rasender Folge schematische Entscheidungsmuster an, den ganzen evolutionären Katalog. Agok ist stolz auf seine Reflexe. In jeder vertrauten Situation würde er zielgerichtet vorgehen, nur dass nichts hier irgendein Ziel erkennen lässt – falls überhaupt etwas eine Reaktion erfordert, oder stresst er sich einer Sinnestäuschung wegen?

Was genau hat ihn eigentlich alarmiert?

Gar nichts. Der Schrei? Ein Ara. Der Mann vor ihm? Hat sich fallen lassen. Gleich wird er aufspringen und weiterhasten, getreu der Strategie, die Agok den Kerlen eingetrichtert hat.

Er wartet.

Niemand springt vor ihm auf.

Dafür dringt aus dem Nebel ein neuerlicher Schrei, lang gezogen und kaum zu ertragen. Ein Ausdruck äußersten Grauens, hochgeschraubt zu einem schrillen Geheul, bevor er abrupt endet. Im selben Moment lässt die Heftigkeit des Regens nach, und Agok kann es hören –

Hört es in aller Deutlichkeit.

Das andere Brausen.

In einer Aufwallung von Angst, die dem distanzierten Teil seiner selbst peinlich ist, beginnt er zu rennen, dem Affenbrotbaum entgegen, rutscht aus und schlägt der Länge nach in den Matsch. Der Aufprall presst die Luft aus seinen Lungen. Er versucht hochzukommen, doch der Untergrund bietet keinerlei Halt. Für Sekunden hat Agok das schreckliche Gefühl, die aufgedunsene

Erde krieche wie eine hungrige, blinde Wesenheit an ihm empor, schlinge klebrige Extremitäten um seinen Leib und ziehe ihn tiefer hinein in ihr regenfeuchtes Inneres. Dann gelangt er auf die Beine, stolpert weiter in Richtung des Baobabs und des dahinterliegenden Saumwaldes. Die Ahnen wispern in seinem Kopf, streiten, was wohl der sicherste Platz für ihn wäre, die undurchdringliche Vegetation auf der Kuppe, nein, besser die von den Elefanten in den Affenbrotbaum gehauene Höhlung, auch wenn er da in der Falle sitzt, aber alles hier scheint zur Falle geworden zu sein, während das Brausen –

Es ist nicht einfach nur ein Brausen.

Es ist die Summe vieltausendfacher Präsenz – eine Art Flattern, nur nicht wie von Vögeln – andere, fremdartige Schwingungen, abnorme Muster – anschwellend –

Er rennt schneller.

Was immer da kommt, rast mit der Gewalt einer sich verschiebenden Grenze durch die Nebelschwaden heran, die jetzt kurz aufklaffen wie nach dem Willen eines überirdischen Regisseurs, der will, dass Agok einen Blick erhascht, und sich wieder schließen, weil sein Verstand kaum in der Lage wäre, den Anblick zu verarbeiten und er wahrscheinlich verrückt darüber würde. Die Schreie seiner Männer kommen nun von überallher. Agok hört sie sterben, verliert erneut den Halt und sieht im Fallen die Schwaden auseinanderwirbeln und das Laubdach des Affenbrotbaums freigeben. Die äußeren Geflechte sind durchsetzt von Kokons, unglaublich fein gesponnenen Kunstwerken, deren Erbauer die Blätter mit eingearbeitet haben: Weberameisen, die ihre Nester in Büschen und Baumkronen errichten. Jeder Kokon birgt ein ganzes Volk, geschart um seine Königin. Manchmal überfällt ein Volk das andere, dann fressen sie die Artgenossen auf, und es erscheint Agok im Straucheln wie die Versinnbildlichung seines eigenen, sich zerfleischenden Volkes – mit dem Unterschied, dass die kalte Intelligenz der Ameisen Sieger kennt und der Kontinent, auf dem er das Pech hatte, geboren zu werden, nur Verlierer.

Er fängt sich, ringt nach Atem. Taumelt dem Stamm entgegen, der mit jedem Schritt, den er darauf zutut, seitlich entrückt, ein höhnisches Verwirrspiel. Modernder Pflanzenmatsch setzt Opiate von erstickender Süße frei, der Aasgestank des Baobabs schwappt auf ihn hernieder. Er halluziniert, vielleicht dreht er aber auch schlicht durch vor Angst. Die Natur und ihre Phänomene sind ihm seit Kindheitstagen vertraut, was bringt ihn so aus der Fassung? Was kann es anderes sein als der Einbruch des Unvertrauten, bar jeder Referenz, und damit die Abwesenheit all dessen, was sich je in seiner Erfahrungswelt spiegelte, sodass nichts bleibt außer dem Empfinden völligen Ausgeliefertseins? Endlich streichen seine Finger über die schartige Rinde, und er dreht sich im Kreis, richtet sein Heckler & Koch mal hierhin, mal dorthin. Die Nebelstrudel sind voll huschender Schatten, unbenennbare Dinge, die schneller ihre Position wechseln, als das Auge zu folgen vermag. Die Luft schwingt von Schüssen und Geheul. Blindlings feuert er in den Regen, leert sein Magazin, greift nach einem neuen, das ihm entgleitet, fällt auf die Knie und sucht es wie von Sinnen zwischen den Wurzeln des Baobabs. Winzige Beine und Fühler streifen seine Finger. Tasten umher, huschen geschäftig darüber hinweg. In feuchten Abgründen wimmelt und krabbelt es. Am Rande seines Gesichtsfelds scheint sich etwas Großes zu bewegen. Als er hinschaut, ist da nichts und doch in der Vorstellung alles.

Fäulnis und Leben sind eins.

Der Boden atmet, gepanzerte Heerscharen folgen erratischen Plänen, zwischen vom Sturm abgerissenen Blättern schillern die Leiber aassfressender Käfer. Gottesanbeterinnen lauern auf Beute, reglos. Sie werden noch an derselben Stelle sitzen, wenn wir einander ausgelöscht haben, denkt Agok. Und keine Zeit wird vergangen sein. Der Regen wäscht jede Zeit hinweg. Meine Existenz wird weniger als ein Wimpernschlag gewesen sein.

Etwas klatscht neben ihm gegen den Stamm.

Er wendet den Kopf.

Starrt das Ding an, und wahrscheinlich starrt es seinerseits ihn an. Falls das Augen sind. Genau lässt sich das nicht sagen.

Nie zuvor hat er etwas Derartiges gesehen.

Die Dinger sind überall.

Seine Knöchel treten hervor. Er umkrallt das Gewehr, als sei es ein Geländer, die einzig verbliebene Barriere zwischen ihm und dem Abgrund, der an ihm zerrt. Mit der Beharrlichkeit eines automatischen Funkfeuers sendet sein Verstand Signale aus: Kauere dich zusammen. Schütze den Kopf mit den Armen. Versuche, in die Höhlung zu gelangen.

Doch er ist viel zu verblüfft, um den Blick abzuwenden.

Hebt den Arm, um das Ding vom Baum zu wischen.

Es springt ihn an.

Agok schreit auf, als es sich in seine Nase verbeißt und sich blitzschnell über den Wangenknochen windet. In Panik versucht er, es von seinem Gesicht zu ziehen. Es stülpt sich über seine linke Augenhöhle, reißt den Augapfel heraus und arbeitet sich in seinen Schädel. Halb wahnsinnig vor Schmerz und Entsetzen taumelt Agok umher, seine Beine zucken, rücklings stürzt er in die modernde Höhle des Baobabs.

Das Letzte, was er registriert, ist die Woge glühender Pein, als weitere der Dinger auf seinem Körper landen und beginnen, ihn aufzufressen.



TEIL II
SIERRA

In der Schlucht schwebt ein blutiger Engel.

Nicht ganz fünf Meilen hinter Flume Creek, dort wo die Felswände senkrecht abfallen und sich der North Yuba River tief am Grund durch den blanken Stein frisst, bevor ihn eine eng gestaffelte Folge von Katarakten in jene Bestie verwandelt, die zu reiten Wildwasserkanuten von überallher lockt, ist er mit seinen zerfetzten Flügeln einem Touristenpaar aus Bakersfield erschienen, das vor lauter Schreck prompt kenterte.

Erscheinungen himmlischer Wesen gefährden die Verkehrssicherheit, denkt Luther Opoku.

Stell dir vor, heutzutage ginge einer übers Wasser.

Saftige Geldstrafe.

Von Luthers erhöhter Warte aus ist die Tote weniger gut zu erkennen als vom vierzig Meter tiefer gelegenen Fluss. Das liegt daran, dass sie beim Sturz in den Baum, der auf halber Höhe aus der Wand wächst, fast durch das ganze Geäst gebrochen ist, bis sie sich in den unteren Zweigen derart verfangt, dass sie nun mit ausgebreiteten Armen und Beinen über dem Flusslauf zu schweben scheint. Die Äste haben sie blutig geprügelt und ihr die Bluse vom Leib gerissen, deren zerfledderte Überreste oberhalb der Schultern ins Laub drapiert sind und sich im Wind blähen, sodass man darin mit einiger Phantasie ein kraftloses Flattern erkennen kann, einen zum Scheitern verurteilten Befreiungsversuch.

Die Befreiung übernehmen jetzt andere. Die des Körpers, um genau zu sein. Der Geist dürfte sich schon vor Stunden seiner irdischen Fesseln entledigt haben.

Luther biegt die Zweige auseinander und schaut nach unten. Die Hangkante ist von brusthohem Gestrüpp bestanden, kalifornischer Lorbeer und ein bisschen Quercus. Wo die Barriere Lücken lässt, kann er die Männer des freiwilligen Bergungsteams sehen, wie sie – an Seilen gesichert – die Leiche aus dem Geflecht lösen und mit geübten Handgriffen vertäuen, um sie nicht noch an den Fluss zu verlieren. Er hört einen Akkord splitternder Äste, als der Körper kurz wegsackt, das Ächzen der Flaschenzüge.

Eine Fuchsschwanz-Kiefer, denkt Luther. Nadeln spitz wie Stilette.

Ein aufgespießter Engel.

Ruth Underwood geht neben ihm in die Hocke. Ihre rotblonde Mähne, die sie von hinten aussehen lässt wie die Mutter aller *California Girls* in einem Drogenraum Brian Wilsons, wird fahl, als sie in die Schatten abtaucht, die das Sonnenlicht noch nicht hat vertreiben können. Der Tag verspricht wolkenlos zu werden. Binnen Kurzem werden die Schatten abgeflossen sein und ihre Geheimnisse mit sich genommen haben, Geisterbilder der Tragödie, gewoben aus Mondlicht. Mitunter, wenn Luther alleine in den Wäldern unterwegs ist, könnte er schwören, im Seufzen des Windes und vielstimmigen Flüstern des Laubs, in all den verschwörerischen kleinen Lauten, die zusammen Stille ergeben, Echos aus einer Zeit zu vernehmen, als Urgewalten den riesigen Granitblock namens Sierra Nevada auftürmten, und im kaleidoskopischen Spiel des Lichts auf dem Waldboden nehmen die Toten Gestalt an.

»Kaum zu glauben«, sagt Ruth und hält einen frisch gebrochenen Ast hoch. »Die ist ungebremst in die Büsche gerannt.«

Luthers Blick weilt auf der gegenüberliegenden Anhöhe. Die Tannen erwecken den Eindruck einer verschwiegene Gesellschaft. Dicht an dicht stehen sie, soweit das Auge reicht, gekrönt

von den pastellenen Felsen der Sierra Buttes, Zacken einer gewaltigen, fernen Krone.

»Wer rennt denn im Stockdunkeln auf einen Steilhang zu?«, sagt er mehr zu sich selbst.

»Jemand, dem man hätte sagen sollen, dass da einer ist?«

Der Griff der Dienstwaffe drückt gegen Ruths Rippen, als sie sich vorbeugt und die Schneise in Augenschein nimmt, die in die Büsche gerissen wurde.

»Hier waren zwei, so viel steht fest.«

Ihre Uniform ist so grün wie das Moos, auf dem sie hockt. In wenigen Wochen, wenn die Bewohner von Sierra County Luther Opoku zu ihrem neuen Sheriff gekürt haben, wird Ruth seine jetzige Position als Undersheriff übernehmen. Der Wohlklang des Ranges »zweite Kommandierende« verliert dramatisch angesichts der Tatsache, dass sie und Luther kaum jemanden zu kommandieren haben. Das Department umfasst keine zehn Mitarbeiter, selbst wenn sie Kimmy mit einrechnen. Die Disponentin arbeitet halbtags und ist streng genommen gar kein richtiger Deputy, neuneinhalb also, verantwortlich für dreieinhalbtausend verstreut lebende Einwohner, die jeden erdenklichen Grund finden, das Gesetz in Anspruch zu nehmen, zu beugen oder zu brechen, und da sind die ganzjährig auftretenden Touristenschwärme, Durchreisenden und illegalen Immigranten, die an versteckt liegenden Creeks Marihuana züchten, noch gar nicht berücksichtigt. Sie sind ein Provinzbüro, das alle Spuren staatlicher Vernachlässigung aufweist. Die Behörde eines Countys, in dem der Begriff Provinz hätte erfunden worden sein können, ausgestattet mit vorzeitlichen Rechnern und Streifenwagen, die keine Minute in *The Fast and the Furious* überstehen würden und zur Hälfte dringend reparaturbedürftig sind. Vor dem Hintergrund ihrer eingeschränkten Kapazitäten ist es der reine Luxus, dass sie zu zweit hier aufkreuzen. An einem Tatort, der vielleicht nur Unfallort ist, andererseits, warum hastet jemand in stockdunkler Nacht durch eine Wildnis, in der schon bei Tag jeder Schritt wohlüberlegt sein

will? Wie passt der Geländewagen dazu, der ein Stück höher an einer Douglasie hängt? Oben verläuft der Golden Chain Highway, eine gut ausgebaute Bundesstraße, die im Grenzland zu Nevada entspringt und sich fast dreihundert Meilen bis runter nach Oakhurst windet. Über weite Strecken schmiegt sie sich an den Lauf des Yuba River und weicht nur gelegentlich davon ab, als sei sie bemüht, aus der Luft ein eigenständiges Bild abzugeben. An solchen Stellen entspringen unbefestigte Pfade, verlaufen entlang des Flusses, enden meist an Fischerhütten und Geräteschuppen oder führen zurück auf die Hauptstraße.

Was hat den Fahrer veranlasst, mit hoher Geschwindigkeit in einen unbeleuchteten, abschüssigen Forstweg einzubiegen, der noch dazu einen Abgrund säumt?

Und wo ist der Fahrer jetzt? Oder die Fahrerin?

Unten im Kieferngeäst?

War sie betrunken?

Oder zugeröhnt. Den Kopf vernebelt von Gras, das in Kalifornien Mitte der Neunziger für medizinische Zwecke legalisiert wurde, mit dem Effekt, dass plötzlich mächtig viele Leute gesundheitliche Probleme verspürten und zum Arzt liefen. Entlang der Küste von Venice Beach bis San Francisco tummeln sich Quacksalber zu Tausenden, die gegen Entrichtung von vierzig Dollar klangvolle Malaisen diagnostizieren und die Bescheinigung ausstellen, gegen deren Vorlage man in den Ausgabestellen bereitwillig versorgt wird. Kalifornien schwelgt im *Green Rush*, als hätte es nie ein anderes Heilmittel gegeben. So viel legales Cannabis ist im Umlauf, dass man verwirrt nach dem zusätzlichen Planeten Ausschau hält, auf dem es angebaut wird, doch so weit muss man gar nicht gucken. Es reicht ein Blick ins Hinterland. Ins Central Valley, in die Nationalparks, in die Provinzen der Sierra Nevada, wo dem legalen Handel durch illegalen Anbau in großem Stil auf die Sprünge geholfen wird. Auch damit müssen sie sich hier herumschlagen: neuneinhalb Gesetzeshüter gegen den langen Arm des organisierten Drogenhandels. Weder die Typen von der DEA

noch das FBI reißen sich darum, bei jedem Fall illegalen Anbaus gleich zu Hilfe zu eilen, solange nicht zweifelsfrei bewaffnete Banden am Werk sind. Das Problem mit der Zweifelsfreiheit ist, dass sie oft erst durch ein Loch in der Stirn offenkundig wird.

Luther hockt sich neben Ruth, die aus immer neuen Perspektiven Gebüsch und Boden fotografiert. Seit ihrer Ankunft hat sie die Handycam nicht aus der Hand gelegt.

»Kampfspuren?«, fragt er.

»Schwer zu sagen.« Sie wischt sich mit dem Unterarm über die Nase. »Bei einem Kampf wäre der Untergrund stärker aufgewühlt. Die hier dürften von unserem gefallenem Engel stammen.«

Unterhalb der lädierten Zweige ist der Boden furchig aufgerissen. Spuren eines Menschen, der so schnell in die Buschbarriere gelaufen ist, dass er sie durchbrochen hat.

»Dann hätten wir noch *ihn*.«

Ein grobes Muster ist in eine der Furchen gedrückt. Outdoor-Profil, Männerschuhgröße. Jedes Detail hat sich im feuchten Boden konturscharf erhalten. Ein Prachtexemplar von Abdruck, die Sorte, bei der Spurensicherer in Champagner baden.

»Sieht aus, als hätte er einfach dagestanden«, sagt Luther.

»Und runtergeglotzt, ja.«

»Seine Spur liegt über ihrer. Sie war vor ihm an der Kante.«

»Nicht unbedingt. Er kann auf sie gewartet haben.«

»Und dann?«

»Hat er ihr Flugstunden gegeben.« Sie fotografiert das Stiefelprofil. »Ich meine, dabei könnte er in ihre Abdrücke gelatscht sein, oder?«

Luther kaut an seiner Wange.

»Das ergibt wenig Sinn, Ruth. Wenn du ordentlich Tempo draufhast, teilst du die Hecke wie das Rote Meer, aber jemanden hindurchstoßen? Das wäre in Kampf ausgeartet. Und wie du selber sagst –«

»Kein Kampf.«

»Außerdem, so hoch sind die Büsche nicht.«

»Höhe liegt im Auge des Betrachters.« Sie steht auf und klopfte sich den Dreck von den Latexhandschuhen. »Du bist eins neunzig, Luther.«

»Der Schuh gehört zu keinem kleinen Mann.«

»Worauf willst du hinaus?«

»Na, komm schon. Wenn ich versuchen würde, dich da runterzubefördern, was täte ich?«

»Es wäre jedenfalls das Letzte, was du tätest.«

Ich würde dich darüber hinwegwerfen, denkt er.

Ruth checkt den Batteriestand der Handycam. Zurück im Licht, bringt die Sonne ihre Haarspitzen zum Glühen. Das Deputy-Hemd spannt sich über ihre knöchigen Schultern, im V des offenen Kragens zeichnen sich unter Myriaden Sommersprossen Brustbein und Rippenansätze ab. Alles an ihr wirkt auf eigentümliche Weise rau und prototypisch, als habe sie die Vorlage für ein gefälligeres Serienmodell geliefert, das nun durch Werbespots und Vorabend-Soaps geistert, während ihr die letzte Politur versagt blieb. Vor fünf Jahren ist sie zu Luthers Team gestoßen, präziser gesagt zu Carl Mara, dem amtierenden Sheriff, auf Luthers Betreiben hin. Da war sie einundvierzig und trug schon eine Härte in ihren Zügen, wie man sie oft bei Menschen findet, denen so lange etwas Entscheidendes vorenthalten wurde, bis sie begannen, es sich selbst vorzuenthalten.

Luther überlegt. »Kann er sie im Baum gesehen haben?«

»Von hier oben?« Sie schüttelt den Kopf. »Wir sehen sie ja selber kaum. Für die Logenplätze musst du runter zum Fluss. Und dann nachts? Keine Chance.«

»Was, wenn er ins Geäst geleuchtet hat?«

»Ja, bloß, der Scheinwerfer, mit dem sie Batman rufen, steht in Hollywood.«

Er muss sich eingestehen, dass sie recht hat. Die Leuchtkraft keiner handelsüblichen Taschenlampe hätte ausgereicht, um die tieferen Schichten der Kiefer zu durchdringen und die Frau darin zu erkennen. Selbst jetzt blitzt das Weiß ihrer Bluse nur sporadisch durch die Äste.

»Also konnte er bestenfalls vermuten, wo sie war.«

»Jedenfalls schien es ihm nicht geraten, Hilfe zu holen.«

»Nein. Er wollte was anderes.«

Ruths Pupillen weiten sich in Erwartung. »Und was?«

Ein Rumpeln und Knirschen nähert sich über den Forstweg. Steinchen, Äste und abgestorbene Kiefernnadeln werden zermalmt und in den feuchten Boden gepresst. Durch die Lücken zwischen den eng stehenden Bäumen kann Luther den Krankenwagen sehen, der über den Waldweg heranrollt und ruckartig zum Stehen kommt. Eine grauhaarige Frau klettert aus dem Fond und drückt einem der beiden Sanitäter einen absurd großen Arztkoffer in die Hand.

»Haben die sie noch alle beisammen?«, sagt er mit gefurchten Brauen. »Wieso parken die nicht oben auf dem Highway?«

»Weil wir die Zufahrt noch nicht abgesperrt haben.«

»Und warum –«

Den Rest der Frage spart er sich. Warum wohl? Weil sie zu wenige sind.

»Luther? Huhu! Ich fragte, was?«

»Was, was?«

»Was wollte er, wenn nicht Hilfe holen?«

Er löst seinen Blick von dem Sanitätsfahrzeug und atmet tief durch. Falls sie auf dem Forstweg gerade Spuren unkenntlich gemacht haben, kann er das jetzt auch nicht mehr ändern.

»Sich vergewissern, schätze ich. Dass sie tot ist.«

Langsam geht er hangaufwärts. Der dichte Teppich aus Nadeln und verrottenden Blättern federt seine Schritte ab. Unter dem Laubdach duftet es nach den Regengüssen der vergangenen Nacht, nach Ozon und ätherischen Ölen. Spaliersträucher, Wildblumen und Farne wuchern zwischen Geröll und scharfkantigem Bruchstein, niedrig wachsender Lorbeer und Nusseibe bilden ein filziges Durcheinander. Man muss schon sehr genau hinsehen, um die geknickten Äste auszumachen, anhand derer sich der Weg des Engels zurückverfolgen lässt – zu dem Wagen, der vor

der Douglasie hängt. Vor ihnen liegt eine offene Fläche, gespickt mit rundlichen weißen Steinen. Unübersehbar ziehen sich Furchen durch den Schlamm, kleine Gräben, in denen noch das Wasser steht.

»Die ist gerannt, Luther. Den ganzen Weg runter bis zur Kante.«

Geschlittert, ausgerutscht, gesprungen. Verloren in einem tiefen schwarzen Loch. Ihre Fersen haben sich in die Erde gebohrt und sie aufgerissen, als sie dem Canyon wie blind entgegenstolperte. Sie hat in Kauf genommen, sich die Knöchel zu brechen, die Haut von den Knochen zu fetzen, nur um am Ende von ihrem eigenen Schwung in den Tod getragen zu werden, in einer Wolke aus splitterndem Holz. Die Sträucher haben den dahinterliegenden Abgrund so vollständig verborgen, dass nicht mal der Vollmond ihr hätte zeigen können, was sie erwartete.

Nämlich Leere.

Luther stellt sich vor, wie sie ins Bodenlose stürzt. Ihre Verwirrung, hochschlagende Panik. Der Schock, den einen fatalen Schritt zu viel nicht rückgängig machen zu können, oder vielleicht doch, durch schnelles Aufreißen der Lider – Hoffnung, ein tanzender Funke, vom Wissen erstickt, dass dies kein Traum ist, während der Moment, in dem ihre Füße auf Grund hätten treffen müssen, um den Sturz zu überleben, verstreicht. In rasendem Fall verglühen ihre Optionen. Ihr Schrei explodiert zwischen den Wänden des Canyons, durchheilt die Nacht, jagt über das Dunkel der Berge dem Ozean entgegen und darüber hinweg, umflutet den Erdball, um auf sich selbst zu treffen –

»Luther?«

Er starrt zwischen die Furchen. Noch mehr Spuren, weniger tief, dafür klarere Ränder. Womöglich von dem Mann, dessen Fußabdruck sie an der Kante gefunden haben.

»Willst du eine Theorie auf die Schnelle, Sheriff, mein Sheriff?«

»Raus damit.«

»Nehmen wir an, beide saßen im Wagen –«

»Bekamen Streit.«

»Und zwar richtig.« Sie nickt. »Mit Handgreiflichkeiten und dem ganzen Getöse. Er oder sie setzt die Kiste vor den Baum. Sie springt raus, schlägt sich blindlings in die Büsche, er –«

»Was machen sie eigentlich auf dem Forstweg?«

»Dazu müsste man wissen, wo der hinführt.«

»Genau.« Luther sieht sie an. »Wäre doch eine super Idee, das rauszufinden.«

»Und wer passt dann auf, dass du hier nicht alles platt trampelst?« Ruth schaut zur Straße. »Wo bleibt überhaupt die Highway Patrol?« Arbeitsteilung. Der Sheriff untersucht die Todesumstände, die Highway Patrol den Hergang des Verkehrsunfalls. Sie tritt an den Rand des Canyons. »Und ihr? Kommt ihr da unten noch mal in die Gänge?«

»Obacht, Ruth!« Die Stimme des Bergungsleiters wird vom Stein gedämpft und zugleich reflektiert, wodurch sie auf eigentümliche Weise jenseitig klingt. »Nicht, dass wir *dich* als Nächstes aus dem Baum pflücken müssen.«

»Leck mich, Dexter!«

»Danke, mein Job kennt Grenzen. Die Dame ist reisefertig, okay? Wir ziehen sie hoch. Ihr könnt sie in Empfang nehmen.«

Reisefertig –

Vor acht Jahren, in einem anderen Leben, verließ eine andere Dame, für die das in gewisser Weise auch zutraf, Luthers Haus. Sie trug einen Koffer und wäre gerne in Empfang genommen worden, als sie zwei Stunden zuvor – nicht ohne anstandshalber geklingelt zu haben – den immer noch in ihrem Besitz befindlichen Schlüssel aus der Handtasche gekramt und hereinspaziert war. Vielleicht hoffte sie darauf, überredet oder in sonst welcher Weise überzeugt zu werden, die Koffer gar nicht erst zu packen, aber Luther war nicht dort. Wut und Gekränktheit, destilliert zu kindischem Trotz, hatten ihn auf Extra-Patrouille getrieben, ob schon Carl Mara persönlich anbot, die Fahrt zu übernehmen, damit sein Undersheriff zu Hause seinen Kram regeln konnte. Lu-

ther indes fand, wer gepackte Koffer aus dem gemeinsamen Heim zu tragen beabsichtigte, verdiene das volle Maß seiner Missachtung, sodass er – als Jodie den Kofferraum ihres Cherokee belud – am entgegengesetzten Ende des Countys einen Fall von häuslicher Gewalt schlichtete.

Jetzt, da der Engel im Moos liegt – so sanft hineingebettet, als bestünde Gefahr, er könne erwachen und sich erschrecken –, fühlt Luther einen Stich. Es schmerzt, als habe jemand an den Splitter in seinem Herzen gerührt und ihn um eine Winzigkeit gedreht. Seine Kehle schnürt sich zusammen, dann ist der Moment vorüber. Gewohnheit sediert. Wiederkehrend wie ein Komet stellt sich der Schmerz ein – ein Komet, dessen Kreisbahn über die Jahre ausgeleiert ist, was die Abstände seines Erscheinens zwar größer hat werden lassen, ohne dass indes Hoffnung bestünde, er werde irgendwann ganz verschwinden.

Keine Vergebung, keine Erlösung.

Luther zieht seine Latexhandschuhe straff.

Ihre Augen sind bernsteinfarben. Sie könnten Glasimitationen sein, wie sie da knapp an seinem Kopf vorbeistarren. Der Regen hat ihr dunkelbraunes Haar an die Kopfhaut geklebt, ein Boyfriend Cut, Modell Halle Berry. Zierlich, ist Luthers erster Eindruck, als sein Blick den ausgestreckten Körper erwandert, durchtrainiert, der zweite. Muskulös sogar, kleine, anmutige Muskeln. Perfekt proportioniert, es ließe sich Attribut an Attribut reihen, würde man nur genug Zeit mit diesem Körper verbringen, der dem Jodies auf frappante Weise ähnelt. Fast eine Erleichterung, dass Lippen, Kinnpartie und Wangenknochen auf mexikanische Gene schließen lassen. Ihr Alter? Ungewiss. Irgendwo im Schwerefeld der dreißig. Zu entstellend sind die Kratzer und Striemen, deren meiste sie sich im Laufen eingehandelt haben dürfte. Er versucht darin zu lesen, sieht Zweige zurückschnellen und Dornen in ihre Haut treiben. Die ernsthaften Verletzungen verdankt sie wahrscheinlich der Fuchsschwanz-Kiefer, in die sie gestürzt ist. Deren Äste haben klaffende Wunden gerissen, in denen Fliegen und

winzige Maden häuslich geworden sind und emsig fortführen, was Bakterien schon vor Stunden in Angriff genommen haben. Grüne Stilette spicken ihr Fleisch, über Stirn und Wangen verlaufen haarfeine Schnitte, die heftig geblutet haben, sodass sie eine rostige Maske zu tragen scheint, aus der die Augen unnatürlich herausleuchten. Totenflecken und aufprallbedingte Blutergüsse gehen ineinander über, das linke Bein – vielleicht gebrochen –

Nein, ganz sicher gebrochen.

Aber woran ist sie gestorben?

Luther fährt in die Taschen ihrer Jeans, hebt ihre Hüfte an und untersucht auch die Gesäßtaschen. Noch ist die Leichenstarre auf Augenlider und Gesichtsmuskeln beschränkt, sodass ihr Körper nachgiebig reagiert. Nichts als ein paar Dollar in Scheinen. Ihr rechter Fuß ist nackt, der linke steckt in einem schlammverschmierten Turnschuh – das Pendant dürfte am Grund der Schlucht liegen. Er wendet den Kopf und erblickt ein Paar stockartige Beine, gehüllt in Strumpfhosen von lebensnegierendem Graubraun, wie Marianne Hatherley sie zu tragen pflegt. Der Sanitäter platziert ihren Arztkoffer im Gras und hebt zwei Finger zum Gruß.

»Hi, Luther.«

»Hi, Ted.« Luther richtet sich auf, womit er gewaltig über die maushaarige Frau hinauswächst. »Guten Morgen, Marianne.«

»Wüsste nicht, was an dem Morgen gut ist.«

»Freut mich auch, dich zu sehen.«

»Ja, ja.« Sie schnaubt. »Hast du nichts Besseres zu tun, als meine Arbeit zu machen?«

Luther verordnet sich ein Lächeln. Die Gerichtsmedizinerin ist gar nicht so alt, wie sie scheint – noch unter siebzig, glaubt er sich zu erinnern –, sieht aber aus, als sei sie selbst ein Fall für den Forensiker. Sie hat einen käsigen Teint und riecht nach lange nicht gewechselter Kleidung. Zwischen ihren Fingern klebt der Rest eines Schoko-Donuts. Ohne Luther noch eines Blickes zu würdigen, öffnet sie ihren Koffer.

»Ihr wälzt Theorien ohne Inaugenscheinnahme des Corpus Delicti. Das ist unverantwortlich. Ich hab's von oben gehört.«

»Wieso?«, sagt Ruth. »Wir haben nur über sie gesprochen.«

»Ihr habt über sie gefachsimpelt, als sie noch im Baum hing.«

Ruths eisblaue Augen wandern an Mariannes Körper hinab. Luther nickt hoch zum Forstweg.

»Komm. Wir schauen uns mal den Wagen an.«

Die Fahrertür des Geländewagens steht offen. Die Beifahrertür hingegen ist verriegelt, woran Ruths Theorie gleich wieder zu zerschellen droht. In ihrem Szenario springen beide Protagonisten wutentbrannt ins Freie, statt umständlich über den Sitz des anderen nach draußen zu kriechen. Den Wagen hat offenbar nur eine Person verlassen.

»Unverantwortlich!« Ruth macht ihrem Ärger Luft. »Was lassen wir uns *noch* gefallen von der kleinen Feldratte?«

»Sie versteht ihr Handwerk«, sagt Luther.

»Das verstehen andere auch. Wir hätten Carl fragen sollen. Carl ist immer gut für eine erste Expertise.«

Luther geht um den Geländewagen herum und sucht den Boden ab.

»Erste Expertise, du sagst es.«

»Ehrlich, Luther, mir ist es hoch wie breit, wie gut Marianne ihr Handwerk versteht und ob sie kraft ihrer Hände Scheiße in Gebäck verwandeln kann, solange es in ihrem sogenannten Institut geschieht. Wir haben einen Sheriff-Coroner, wer braucht eine pöbelnde Vogelscheuche?« Sie holt tief Luft. »Noch dazu eine, die am Tatort frisst.«

Weil der Sheriff vor lauter Rheuma in keinen Streifenwagen mehr kommt, denkt Luther, und raus schon gar nicht, aber er spart sich die Belehrung. Ruth würde Carl Mara auf dem Rücken hertragen, nur um jeden Kontakt mit Marianne Hatherley zu vermeiden.

»Siehst du?« Ruth schaltet ihre Handycam auf Video-Modus. »Dazu fällt dir nichts ein.«

»Doch. Keiner ist so gut darin, den Todeszeitpunkt festzustellen.«

»Gilt das auch für ihren eigenen?«

»Ruth –«

»Kannst du sie nicht mal fragen? Ich wüsste einfach gern, wann die Sonne wieder heller scheint und die Rehlein und die Häslein zurück aus dem Wald kommen –«

Er untersucht den Boden vor der Fahrertür. Hoch über ihren Köpfen verschränken sich Kiefern, Tannen und ein paar Schwarzeichen zu einer dämmrigen Kathedralkuppel, die den Regen weitgehend abgehalten hat. Was durchgedrungen ist, haben herabgefallene Nadeln absorbiert, weshalb der Grund hier weniger schlammig ist als unten am Hang. Ungünstig für Spurenleser, aber dann entdeckt er ein paar zerwühlte Stellen. Was er sieht, zementiert seinen Verdacht, dass der gefallene Engel am Steuer gesessen und den Geländewagen vor die Douglassie gesetzt hat, um dann in aller Hast die Flucht zu ergreifen. Das Handschuhfach steht offen. Betriebsanleitung, Stift, Papier, Arbeitshandschuhe und eine Stablampe verteilen sich im Fußraum, als habe jemand achtlos alles nach draußen befördert. Er schaut in die Türfächer, sucht nach Kleinigkeiten, die Hinweise auf die Identität der Toten liefern könnten, lässt die Heckklappe aufschwingen und wird konfrontiert mit Leere.

»Wir brauchen hier noch jemanden!«

Geht hoch zur Hauptstraße, öffnet die Tür des Streifenwagens und ruft über Funk die Einsatzzentrale in Downieville.

»Wo bleibt die Verstärkung, Kimmy?«

»Hm, ja. Das ist nicht so einfach, Luther.« Kimmy Vogels Stimme tremoliert im Country-Modus, ein sicheres Indiz dafür, dass sie vergangene Nacht im Yuba Theatre die Dolly Parton gegeben hat. Die Sierra-Variante Dolly Partons, um genau zu sein. Mit weniger Helium in der Stimme, dafür gelingt ihr die Unmöglichkeit, noch mehr an der Pathosschraube zu drehen als ihr großes Vorbild aus den Smoky Mountains. Luther weiß nicht, ob das

für oder gegen eine Zweitkarriere als Sängerin spricht, und gerade ist es ihm herzlich egal.

»Wir haben hier ein Auto voller Fasern, Haare, Fingerabdrücke, weiß der Teufel was. Hat Tucker nicht gesagt, er will so schnell wie möglich herkommen?«

»Ja, weißt du, Tucker – also, der hat gerade durchgerufen.«

Luther wartet. Er mag Kimmy, an manchen Tagen liebt er sie geradezu. Sie wäre ein Geschenk des Himmels, hätte sie nicht die Angewohnheit, jede Information zu zerdehnen wie eine Staffel *Game of Thrones*.

»Ich höre.«

»Ines Welborn hatte doch ihre Katze als vermisst gemeldet.«

»So?«

»Du weißt schon, die getigerte.«

Ines Welborn, Betreiberin eines Bed & Breakfast in Goodyears Bar, einem Siebzigseelenkaff westlich von Downieville, umgeben von Wäldern. Was wenig beschreibt, da praktisch alles in Sierra umgeben von Wäldern ist.

»Ach, ja«, sagt er.

»Weil, sie hat ja auch noch die schwarze«, beeilt sich Kimmy klarzustellen. »Also genauer gesagt, ist die ein Kater, aber egal. Die getigerte ist jedenfalls verschwunden, und –«

»Können wir das beschleunigen?«

»Und jetzt hat Ines ihren Nachbarn beschuldigt, die Katze getötet und auf seinem Grundstück vergraben zu haben.«

Luther kratzt seinen Nacken.

»Welchen Nachbarn? Doch nicht etwa Billy Bob Cawley?«

»Moment, Luther.« Er kann das Klicken der Maus hören, als sie das Protokoll auf ihren Bildschirm ruft. »Doch, Billy Bob.«

Cawley, ein indianischstämmiger Frührentner, kümmert sich um den kleinen Friedhof hinter der Kirche, auf dem Folksängerin Kate Wolf begraben liegt. Was Goodyears Bar insoweit als Attraktion verbucht, als Emmylou Harris Kate Wolfs Songs gecover hat.

»Billy Bob killt keine Katzen«, sagt Luther.

»Ines sagt, doch.«

»Wie kommt sie denn darauf?«

»Weil Billy Bob es herumerzählt hat und jetzt einen Rückzieher macht, er habe Ines nur damit ärgern wollen, aber Tucker ist dort und meint, Billy Bob verstricke sich irgendwie in Widersprüche –«

»Und wo sind die anderen?«

»Pete ist in Alleghany, herrenloses Fahrzeug, und danach zum Pass Creek-Campingplatz, wo eingebrochen worden sein könnte. Oder auch nicht. Troy müsste auf dem Weg nach Sattley sein, im Cash Store macht einer Randalie, der nicht von hier ist, und belästigt die Leute. Der ist wahrscheinlich nur betrunken, will aber nicht gehen –«

Betrunken um acht Uhr dreißig. Man wird über die Jahre mit allerlei Frühstücksgewohnheiten vertraut.

»Und Robbie?«

»Brennender Müllcontainer.«

»Wie bitte? Dafür ist Calfire zuständig.«

»Ja, das stimmt, Luther, die kümmern sich ja auch jetzt drum. Robbie ist inzwischen unterwegs nach Sierraville, da ist nämlich was Komisches passiert, obwohl – komisch ist vielleicht nicht ganz der richtige Ausdruck, immerhin ein Notruf, damit soll man nicht scherzen, jedenfalls, der Anrufer meinte, er sei vorhin aus dem Snackshop gekommen, als drei Männer langsam an ihm vorbeifuhren und ihn angeschrien hätten.«

Luther schluckt die Nachfrage herunter und übt sich in Gelassenheit.

»Du kriegst auch noch dein Fett weg«, schiebt Kimmy pampig hinterher.

»Redest du mit mir?«

»Nein, das haben die geschrien!« Sie kichert. »Ach Gott, du dachtest, ich hätte – das war jetzt gut, als ob ich – egal. Jetzt hat er Angst, wegzufahren. Er kennt die Männer nämlich gar nicht, sagt er –«

»Schon gut. Wo ist Jamie?«

»Wahrscheinlich in Bassetts.«

»Wahrscheinlich?«

»Kate Buchanan rief an und bat uns, nach dem Hauptwasserhahn zu sehen. Sie ist ein paar Tage rüber zu ihrer Schwester nach Plumas und meint, sie hätte vielleicht vergessen, ihn abzudrehen.«

Bassetts liegt keine vier Meilen entfernt.

»Gut. Sag Jamie, er soll dem verdammten Hahn den Hals umdrehen und augenblicklich herkommen.«

»Würde ich ja gern«, versichert ihm Kimmy so larmoyant, dass man die Pedal Steel dazu wimmern hört. »Aber ich kann ihn nicht erreichen. Du weißt doch, sein Funkgerät –«

Ist kaputt, richtig. Seit drei Wochen.

»Alles klar. Kimmy, sei so lieb und treib irgendeinen von denen auf, ja? Egal, wen. Und frag nach, wo der Kollege von der Highway Patrol – warte mal –«

Ruth kommt den Weg hoch, das Mobiltelefon in der Rechten. Ihr Gang hat etwas Lauerndes. Alles an ihr wirkt wie im Feuer gehärtet. »Hab das Kennzeichen gecheckt.«

»Und?«

»Der Wagen ist auf einen Laden in Palo Alto zugelassen. Nordvisk Incorporated.«

»Der Hightech-Riese.« Luther hebt die Brauen. »Sieh mal an. Ein Firmenwagen also?«

»So schaut's aus.«

»Okay. – Kimmy? Noch was. Sieh zu, dass du einen Termin mit Phibbs zustande bringst, tunlichst in einer Stunde in meinem Büro. Ich brauche alles über eine Firma aus Palo Alto, Nordvisk Incorporated –«

»Nord –«, wiederholt Kimmy in Schreibtempo und verstummt.

»V. I. S. K«, schaltet sich Ruth ein.

»V. I. S. K«, wiederholt Luther. »Außerdem soll er sich schlummern, was gestern Abend und während der Nacht in der Gegend so los war. Du weißt schon, Partys, Besäufnisse, Streitereien,

hat jemand was gehört oder gesehen, das Übliche – ach ja, ist Carl da?«

»V. I. S – K«, buchstabiert Kimmy. »Äh, wer?«

»Der Sheriff, Kimmy.«

»Nein, tut mir leid, Luther.«

»Du weißt nicht zufällig, wo er ist?«

»Doch. Weiß ich. Beim Arzt.«

Luther beendet das Gespräch und schaut Ruth an. »Ein Firmenwagen der Nordvisk-Gruppe in Sierra?«

»Was genau machen die überhaupt?«

»IT-Branche.« Er überlegt. »Ziemliches Kaliber. Kürzlich kam bei NBC was über frühe Formen von Intelligenz –«

»Im Ernst? Sie haben was über Kimmy gebracht?«

Er versucht, seine Erinnerung aufzufrischen. Beim Zappen hängen geblieben, bevor ihm die Augen zufielen.

Nein, nicht frühe Formen von Intelligenz.

Frühe Formen *künstlicher* Intelligenz.

Sie gehen zurück zum Geländewagen, während Luthers Blick jeden Stein und jede Tannennadel abtastet. Schon an der Einmündung zum Forstweg, wo der Boden dem Regen stärker ausgesetzt war, sind ihm Reifenspuren aufgefallen, die vom Fahrzeug der Toten stammen könnten. Bemerkenswert daran ist, dass sie in den Weg hinein- und augenscheinlich auch wieder heraus- und zurück auf den Highway führen. Was sich schlecht mit dem Umstand verträgt, dass der Wagen an der Douglasie klebt.

»Ziemlich viele Reifenspuren«, meint Ruth.

»Dachte ich auch gerade«, sagt Luther.

»Hier waren zwei Fahrzeuge, und damit meine ich nicht unseren Krankenwagen. Zwei mit ähnlichem Profil. Tippe, der zweite Wagen gehört Mister Schuhgröße achtundvierzig.« Sie zeigt Richtung Canyon. »Wenn wir hier alles haarklein unter die Lupe nehmen, werden wir Spuren von dem Kerl finden, die wieder bergauf führen, wetten? Nachdem sie abgestürzt ist, hat er sich auf den Rückweg gemacht.«

»Du meinst, nachdem er sie den Hang runtergejagt hatte.«

»Aber, aber.« Ruth hebt spöttisch die Brauen. »Derlei Einlassungen ohne Intimkenntnis des Corpus Delicti? Das ist unverantwortlich, Luther, höchst fahrlässig, wo bleibt übrigens Tucker?«

»Ermittelt in einer Mordsache.«

»In einer –« Ruth starrt ihn an. »Was, der auch?«

»Schlimme Geschichte.« Luther nickt. »Eine Leiche, wahrscheinlich vergraben im Garten von Billy Bob Cawley. Tucker nimmt ihn gerade in die Mangel.«

Er zieht seinen Hut tiefer in die Stirn und geht zurück zu der Toten.



Dr. Marianne Hatherley war mehr als zwanzig Jahre lang forensische Pathologin beim FBI, bevor sie sich ihrer Wurzeln besann und zurück an den Ort ihrer Kindheit kehrte.

Nicht, dass diese frühe Phase ihres Lebens von besonderen Freuden geprägt gewesen wäre, ebenso wenig wie die Zeit in Washington ihre Erinnerungen ins Goldbad getaucht hat, und schon gar nicht verdankt sich ihr Entschluss familienbedingten Sehnsüchten. Nach Mariannes Auffassung ist Familie etwas, das praktisch alle namhaften Literaten zu Tragödien inspiriert hat, in deren Verlauf genetisch bedingte Verworfenheit mit deprimierender Regelmäßigkeit in ein abscheuliches Ende mündet. Sich selbst nimmt sie von ihrer Verachtung nicht aus. Der Ehrlichkeit halber, lautet ihr Credo, sollte man schon in sehr jungen Jahren Abstand von der Vorstellung nehmen, besser geraten zu sein als die eigenen Erzeuger, und die Hatherley'sche Genealogie umfasst nun wirklich nichts, das man in Leder gebunden auf dem Nachttisch liegen sehen möchte. Soweit Marianne ihre Abstammungslinie zurückverfolgen kann, erblickt sie einen Haufen elender Taugenichtse,

die allesamt dieselbe verkorkste Helix aneinander weitergereicht haben, wie also könnte sie besser sein? Woran auch der Umstand nichts ändert, dass sie es als Einzige in ihrer Sippschaft zu akademischen Weihen gebracht hat. All die gescheiterten Goldgräber, inzestuösen Hühnerzüchter und verlogenen Baptistenprediger vor Augen, die sie durch ihre Kindheit geprügelt haben, hätte sie zwar Anlass zu ein bisschen Selbsterhöhung, doch am Grunde allen Bemühens schillert nun mal der Charakter.

Und der ist in Mariannes Verständnis ihrer Person schlecht, weil er erbbedingt nicht anders sein kann.

So begegnet sie Darstellungen, sie habe nie geheiratet, mit den Worten, niemand habe ein Aas wie sie heiraten wollen, und schöpft aus ihrer selbst diagnostizierten Unzulänglichkeit die Freiheit, jedermann zu begegnen wie ein offenes Messer. Als nun ihr Vater vor acht Jahren voll wie ein Fass zum Angeln ging und der Zwölf-Kilo-Karpfen, den er prompt am Haken hatte, die größeren Kräfte entwickelte, wurde in Goodyears Bar das elterliche Haus frei. Da niemand sonst Anspruch darauf erhob, befand Marianne zwanzig Jahre FBI als ausreichend und Sierra als arm genug an sozialen Herausforderungen, um sich nicht jeden Tag darüber grämen zu müssen, ihnen nicht gewachsen zu sein. Sie eröffnete eine bescheidene Praxis für Allgemeinmedizin, von ihr spöttisch Institut genannt, und arbeitet seither dem Sheriffbüro als Gerichtsmedizinerin zu, und wenn sie dort überhaupt jemanden mag, dann Luther Opoku. Nur seinetwegen ist sie noch bereit, an Leichen herumzudoktern. Was sie natürlich nie zugeben würde, lediglich ihrer besten und mutmaßlich einzigen Freundin hat sie je davon erzählt, aber Luther weiß es auch so.

Deine einzige Freundin hat gequatscht, denkt er.

Beim Metzger, ohne dass ich darum gebeten hätte.

Die Sheriffwache ist spärlich besetzt. Jamie Withy – von Kimmy gestellt, als er nach Abdrehen des Buchanan'schen Wasserhahns Stärkung im Two Rivers Café suchte, und umgehend zur Ab-

sturzstelle beordert – fügt die Fragmente des Berichts zusammen und hat kurzzeitig die Telefonzentrale übernommen. Kimmy ist Milch holen gegangen, nachdem Luther ins Schwarz seines Kaffees geblasen und beiläufig gefragt hat, ob welche da sei, der Sheriff krankgeschrieben. Carls kleines Reich mit dem antiken Schreibtisch und den gerahmten Auszeichnungen steht offen. Obwohl Luther in wenigen Wochen dort residieren wird, strahlt es ultimative Verlassenheit aus.

»Deine Underwood mag mich nicht besonders«, eröffnet Marianne das Gespräch, als sie mittags aufkreuzt. Es klingt wie in sehnsüchtiger Erwartung, dass Luther ihr beipflichten möge.

»Wir können uns zu Carl setzen«, schlägt er vor.

»Ist mir übrigens auch egal.« Marianne folgt ihm. »Ich mag sie nämlich schon dreimal nicht.« Sie zieht einen der Besucherstühle heran und sinkt wie eine graue, zerzauste Feder darauf nieder.

»Kaffee?«

»Seh ich so aus, als wollte ich heute Nacht an der Decke tanzen?«

Luther lacht. »So stark ist der nicht. Jamie hat ihn gekocht.«

»Ach!« Marianne schaut mit gefurchter Stirn nach draußen, wo Jamie im Schein des Computers mit vor Konzentration gespitzten Lippen die Ermittlungsdetails zusammenfügt. »Dann muss es allerdings eine verdammt schlaife Brühe sein.«

»Was hast du für mich?«

Sie fischt eine Akte aus ihrer Umhängetasche und legt sie seufzend neben ihn, ohne sie zu öffnen. »Genickbruch. Daran ist sie gestorben. Zwischen Mitternacht und ein Uhr morgens.«

»Genickbruch«, wiederholt Luther langsam. »Und wie –«

»Mutter Natur. In ihrem Kinn fanden sich Borkensplitter. Der Aufprall hat ihren Schädel derart zurückgeschleudert, dass der Dens axis keine Chance hatte. Ihr Rückenmark wurde durchtrennt, sofortige Zerstörung des Atem- und Kreislaufzentrums. Als sie in den Ästen zur Ruhe kam, war sie schon tot.«

»Was ist mit den anderen Verletzungen.«

Marianne schüttelt den Kopf. »Keine tödlich oder nur annähernd lebensbedrohlich. Sie hat drei gebrochene Rippen und eine Schienbeinfraktur, schließlich ist sie durch den kompletten Baum gerasselt, aber mit etwas mehr Glück könnte sie noch leben.«

»Also stammen alle Verletzungen vom Sturz.«

»Nein.« Marianne reibt ihre Fingerknöchel. Die Adern auf ihren Handrücken winden sich wie Schlinggewächse. Sie schaut Luther an. »Hättest du vielleicht doch ein Glas Wasser für mich?«

»Natürlich.«

Er geht nach draußen zum Wasserspender und füllt einen Becher ab. Als er zurückkommt, hat sie mehrere Fotos über den Schreibtisch verteilt. Sie zeigen die Tote in obduziertem Zustand, aufgenommen aus verschiedenen Distanzen und Winkeln. Ihre zahllosen Wunden sind gewaschen, die Augen geschlossen, der Y-Schnitt ist vernäht. Die Haut schimmert wächsern und bläulich, und die Totenflecken prägen sich dunkel aus. Asiatisch anmutende Tattoos zieren Arme und Rücken.

»Man erkennt es nicht auf den ersten Blick«, sagt Marianne und zieht ein Foto heran. Es zeigt eine seitliche Nahaufnahme des Kopfes. »Der größte Teil liegt unterm Haar verborgen, aber auf dem Wangenknochen kannst du es sehen. Hier, die Verfärbung.«

Luther beugt sich vor. Die Verfärbung kann alles Mögliche sein.

»Wo immer sie aufgeschlagen oder entlanggeschrammt ist, finden sich Mikropartikel der Kiefer in ihrer Haut«, erklärt Marianne. »Nur hier nicht. Diese Prellung ist anders. Auch was die Stoßrichtung angeht. Außerdem wurden Gewebe und Blutgefäße erkennbar *vor* dem Sturz geschädigt.«

»Jemand hat sie geschlagen?«

»Ja. Und wer weiß, was der Schlag angerichtet hätte.«

»Hätte?«

Sie legt ein anderes Foto vor ihn hin. Nahe dem linken Ellbogen ist ein Striemen zu sehen. Er zieht sich in eigentümlichem Winkel über den Unterarm, als ob – »Komm, Luther. Lass mich hoffen im Land der Dorftrottel.«

»Sie hat den Schlag pariert.«

»Hat ihn pariert, ja.« Sie nickt zufrieden. »Der Angreifer hat sie zwar am Kopf getroffen, aber sie hat dem Schlag die Wucht genommen.«

»Wie lange vor dem Sturz war das?«

»Du strapazierst meine Fähigkeiten. Aber gut, lass mich spekulieren. Nicht allzu lange davor. Eine Stunde vielleicht.« Ihre Hand klatscht auf die Akte. »Den Kleinschleiß, mikrobiologische und toxikologische Gutachten, DNA-Analyse machen sie in Sacramento. Dürftest du morgen bekommen – unter ihren Nägeln waren übrigens Hautfetzen.«

Sie verfällt in ein eitles Schweigen. Luther legt die Fingerspitzen aufeinander.

»Würde ich deine Fähigkeiten strapazieren, wenn ich dich frage –«

»Nein, du würdest mich bauchpinseln. Ohne den Molekülflederern vorgreifen zu wollen, denke ich also, sie hat einen Mann gekratzt, und zwar seitlich des Halses. Ich hab Bruchstücke von Stoppeln gefunden. Wie gesagt, ein vorläufiges Ergebnis. Vielleicht auch ein besonders eklatanter Fall von Damenbart. Was weiß denn ich.«

Sie kippt ihr Wasser herunter, als Jamie reinkommt. Sein Blick fällt auf die Fotos und verschleiert sich in Betrübnis.

»So ein hübsches Mädchen«, sagt er.

»Ja.« Marianne schiebt die Fotos zusammen. »Und was hat's ihr genützt?«

Keiner sagt etwas, bis sie das Sheriffbüro verlassen hat und in ihren vorsintflutlichen Honda Civic gestiegen ist. Jamie steht am Fenster und schaut zu, wie die rostrote Karre vom Hinterhof rollt.

»Gott der Gerechte!«, bricht es aus ihm heraus. »Warum hab ich nur jedes Mal das Bedürfnis, hinter ihr durchzuwischen?«

»Weil du immer das Bedürfnis hast, durchzuwischen.« Tatsächlich ist Jamies Reinlichkeitsfimmel in einer Weise ausgeprägt, dass

es verwundert, noch kein Desinfektionsmittel nach ihm benannt zu sehen. »Gehst du übrigens mal ran?«

911. Der Notruf. Nicht zwingend Indiz dafür, dass jemand in Not ist. Meistens vermisst nur einer seinen Labrador.

»Aufgelegt«, sagt Jamie.

Luther steckt seine Glock ins Halfter. »Okay. Halt hier die Stellung.«

»Geht nicht. Ich muss rauf nach Loyalton. Belästigungsanzeige.«

»Wenigstens so lange, bis Kimmy wieder da ist.«

»Die dann sofort wieder weg ist.«

»Erst um zwei.«

»Jetzt ist es halb zwei.«

Luther fühlt einen Anflug von Gereiztheit aufkommen »Wer von uns trinkt eigentlich Milch im Kaffee?«

»Nur du, glaube ich.«

»Kann nicht sein.«

»Deswegen ist sie aber los.«

Sofort hat er ein schlechtes Gewissen. Denn natürlich verdankt sich Kimmys buchhalterische Fürsorge ihrem liebenswerten Wesen, dem kein Mangel und keine persönliche Vorliebe entgegen. Sie bemuttert die Deputys wie eine Wölfin ihre Jungen, schleppt unermüdlich Tablett mit Kuchen und anderen verzehrenswerten Dingen herbei und bevorratet das Büro, als stünde eine mehrwöchige Zombie-Belagerung zu erwarten. Man kann mit ihr Kriege gewinnen. Nur, wenn etwas fehlt, von dem sie meint, es solle da sein, schlägt das Ordnungsamt in ihrem Kopf über alle Verhältnisse hinaus Alarm. Luther wird mit seiner Notrufdisponentin reden müssen. Wegen Milch im Drugstore verschollen zu gehen, während sie hier zwischen alle Gäule gespannt sind, das schreit nach Neuordnung ihrer Prioritäten.

Jamie bringt sich vor seinem Computer in Stellung. »Woran ist die Frau denn nun gestorben?«

»Genickbruch.«

»Und was heißt das?« Die Finger des Deputys verharren über der Tastatur. »Mord?«

»Eher nein.«

»Was haben wir dann da draußen? Unfallort oder Tatort?«

»Möglicherweise beides.«

»Und was soll ich jetzt schreiben?«

»Von sinistren Mächten in den Tod getrieben«, murmelt Luther, in Gedanken an der Absturzstelle.

»Sehr poetisch. Kann ich das so –«

»Quatsch, Blödmann. Lass es offen.«

Wie ärgerlich es ist, das Ganze nicht einfach Mord nennen zu können. Körperverletzung, Nötigung, unterlassene Hilfeleistung – schwergewichtige Summanden in einer Gleichung, auf deren rechter Seite wie zum Hohn das Wörtchen Unfall steht, lächerlich. Als hätten sie es mit dem Resultat eines x-beliebigen Fehltritts zu tun. Gleichzeitig unterspült ein Gefühl des Zweifels seine Selbstsicherheit, und das ärgert ihn beinahe noch mehr. Was, wenn es tatsächlich nur ein Fehltritt war? Wenn du alles falsch interpretierst, und die Spuren, die der Toten, die des Mannes, die des zweiten Wagens, bezeugen schlicht eine Tragödie und kein Verbrechen? Es wird kein Mord daraus, nur weil du es so haben willst.

Will ich das denn?

Du weißt, worauf das Ganze hier hinausläuft. Die Tote im Baum. Das ist nicht einfach nur ein Fall, Mann. Du hast sie zu *deiner* Toten gemacht. Du drehst am Rad der Zeit.

Unsinn. Das hat nichts mit damals zu tun.

Es hat nur damit zu tun! Du bringst nichts zurück, und wenn du noch so viele Leute einbuchtest. Man kann nichts in Ordnung bringen, das keiner Ordnung gehorcht.

Das Notrufsignal erlöst ihn. Diesmal kommt er Jamie zuvor.

»Sierra County Sheriff Department.«

Jemand atmet leise in den Hörer. Naturgeräusche mischen sich hinein, Vogelzwitschern, das salvenartige Knattern des Windes.

»Hallo? Kann ich was für Sie tun?«

Ein paar Sekunden vergehen. Dann knallt es kurz und heftig, als sei dem Anrufer das Telefon aus der Hand geglitten und hart aufgeschlagen. Im nächsten Moment ist die Leitung tot, nur die Nummer im Display glüht eine Sekunde nach. Luther drückt auf Wahlwiederholung, lauscht dem Freizeichen und überprüft die Verbindung in der Datenbank. Das System liefert ihm eine Adresse mehrere Meilen nördlich von Downieville.

»Merle Gruber«, sagt er.

»Die alte Merle?«

Alt vor allem. Und zunehmend gebrechlich, seit ihr Mann vergangenes Jahr beim Stutzen der Rosenstöcke einem Hirnschlag erlegen ist. Eigentlich zu gebrechlich, um allein an einem Ort zu leben, dessen nächster Nachbar dreißig Gehminuten entfernt wohnt, aber Merle pflegt ebenso liebenswürdig wie stur auf die Besuche ihrer Kinder und Enkel zu verweisen, dank derer sie jederzeit Gesellschaft habe.

Aktuell scheint es mit Gesellschaft nicht weit her zu sein.

»Ich kann zu ihr rausfahren«, bietet Jamie an. »Könnte ich gerade noch schaffen, bevor –«

»Nein.« Luther greift nach seiner Jacke und geht zur Tür. »Ich muss sowieso in die Richtung. Phibbs wartet auf mich.«

Und es war *doch* Mord, denkt er im Hinausgehen.

So was in der Art jedenfalls.



Sierra County ist ein beständig ansteigender Hang, die seewärts gelegene Flanke der nördlichen Sierra Nevada. Den Großteil der Vegetation bilden Mischwälder, denen mit zunehmender Höhe imposante Felsmassive entwachsen, durchlöchert wie Termitenbauten. Meile um Meile bröckelnden Tunnelwerks haben die Goldgräber vergangener Epochen hinterlassen. Auf dem Höhe-

punkt des Rauschs Ende des neunzehnten Jahrhunderts lebten in Downieville über fünftausend Menschen, heute sind es knapp dreihundert, und immer noch wird emsig geschürft, sobald der Goldpreis steigt. Das Gestein sei voll des Edelmetalls, heißt es, und wie um den Traum zu nähren, prangen Nachbildungen faustgroßer Nuggets in einer Vitrine der Gemeindeverwaltung, doch die harte, beschwerliche Arbeit macht niemanden reich. Die meisten Siedlungen wurden vor langer Zeit aufgegeben. Was an nennenswerten Ortschaften geblieben ist, reiht sich auf die gewundene Schnur des Golden Chain Highway, mit Downieville als Verwaltungssitz, Sierra Stadt – in etwa so städtisch wie Mittelerte –, Sattley, Sierraville und schließlich Loyalton im Osten, ein beschauliches Örtchen voller Farmer, Holzfäller und Eskapisten. Luthers Mutter betreibt dort ein Café, und Luther muss an sie denken, als er mit quietschenden Reifen vom Highway in die Saddleback Road biegt, eine der zahlreichen Gebirgsstraßen, die selbst während der Mountainbike-Meisterschaften Einsamkeit ausstrahlen. Knapp fünfzig Meilen trennen Downieville von Loyalton. Die dreiviertel Stunde Fahrt dorthin rechtfertigt kaum die Spärlichkeit seiner Besuche, auch wenn die Gegend Robbies Streifenrevier ist und Luther in Downieville am Rande der Überforderung balanciert, doch jetzt gerade, während er die kurvige, einspurige Straße entlangdrischt, zu einer alten Frau, die er kaum kennt, fragt er sich, ob auch seine Mutter erst den Notruf betätigen muss, um ihn mal wieder zu Gesicht zu bekommen.

Allerdings würde Darlene Opoku vehement abstreiten, sich von ihrem Sohn vernachlässigt zu fühlen. Sofern sie überhaupt noch den Wunsch verspürt, ihm etwas einzubläuen, dann, dass er genug für Sie getan habe. Genug zur Sicherung seiner Kreditwürdigkeit dereinst vor der Himmelpforte, an deren Existenz sie ebenso unerschütterlich glaubt wie an die Gnade der dahinter waltenden Mächte. Luther, weit davon entfernt, sich moralisch auf der Habenseite zu wännen, musste hingegen nicht erst des Glaubens an ein jenseitiges Bilanzwesen beraubt werden; er

hat Religion schon als kollektiven Defekt wahrgenommen, als seine Mutter noch Stein und Bein auf die Vorzeigekraft ihrer Ehe schwor, und die brach entzwei, als er zehn war. Sein Unglaube ist somit das Einzige, das sie bekümmert, wenngleich nicht in einem Maße, dass es ihr Gottvertrauen trübte. Sieht Gott nicht alles? Er wird schon wissen, was ihr Junge geleistet hat, und ihn Teil seiner Herrlichkeit werden lassen.

Genau da liegt das Problem. Denn in Wahrheit hält ihn weniger Überlastung als die Unterschiedlichkeit ihrer Auffassungen ab, sie öfter zu besuchen. Es ist ihre überschäumend hohe Meinung von ihm, der er sich ausgesetzt sieht wie einem partout nicht zu klärenden Missverständnis. Wäre sie nur ein bisschen weniger im Auftrag des Herrn unterwegs, könnten sie in irdischen Belangen vielleicht besser zueinanderfinden, und sie würde ihm endlich auch den Mist, den er gebaut hat, schonungslos unter die Nase reiben, doch sie huldigt ihm mit dem Kirschkuchen seiner Kindheit und nennt ihn im Minutentakt ihren guten Jungen.

Die Bäume fliegen am Seitenfenster vorbei.

Nach zweieinhalb Meilen schießt Luther ungebremst in die Oak Ranch Road, parkt den Streifenwagen am Straßenrand und läuft über die staubige Auffahrt auf Merle Grubers Haus zu, die Rechte locker am Holster. Das grelle Mittagslicht saugt alle Kraft aus den Farben, wie auf einem Plakat, das zu lange in der Sonne gehangen hat. Zuckerkiefern und Goldtannen säumen den Weg, die Stämme kahl bis in die Spitzen, dazwischen bauschen sich Eiben und Schwarzeichen. Luther passiert eine Doppelgarage mit Rolltor. Der Chevrolet Pickup davor wurde länger nicht bewegt, abgestorbene Nadeln und bräunlich verfärbte Blätter sammeln sich zwischen den Scheibenwischern. Über ihm stößt ein Kiefernhäher warnende Schreie aus. Ein Eichhörnchen, kopfüber in eine Tanne gekrallt, beäugt Luther mit Argwohn und geht vorsorglich stiften. Von Downieville und dem Highway ist hier oben nichts zu hören.

»Mrs. Gruber?«

Sein Blick wandert über das marode Holzhaus, dessen Vorderfront auf Stelzen ruht, um das Hanggefälle auszugleichen. In den Zwischenräumen stapelt sich Brennholz, ein elektrischer Rasenmäher ist mit einer Plastikplane abgedeckt. Vor den Fenstern hängen Blumenkästen, in denen nichts wächst. Wie aus Solidarität mit der Bewohnerin ist das Giebeldach unter der Last der Jahre arthritisch in sich zusammengesunken. Eine Fernsehantenne Marke Eigenbau schmiegt sich ans Mauerwerk des Kamins, rechts führt eine von Gussleuchten flankierte Treppe hoch zur Tür und auf die rundum laufende Veranda. Ein betäubender Duft nach Bärenklau und Flieder steht in der Luft, vermischt mit Eukalyptus und dem zitrusartigen Aroma der Tannen. Luther erklimmt die Stiege und späht durch die Fliegengittertür. Schellt und hört den Glockenton in leeren Räumen verhallen.

»Mrs. Gruber? Sind Sie da?«

Hinter dem Haus bellt der Hund. Dasselbe überschnappende Kläffen, das ihm schon am Telefon aufgefallen ist. Er läuft die Veranda entlang, getrieben von ungunstigen Gefühlen. Der Garten gerät in Sicht. Vergilbte Wiesen, durchsetzt mit Büscheln hoch aufgeschossenen Perlgrases, zwischen denen eine struppige Promenademischung ihren Schwanz jagt.

Als Erstes sieht er die nackten, geschwollenen Füße.

»Mrs. Gruber!«

Sie regt sich nicht. Luther eilt zu der niedergestreckten Frau, geht neben ihr auf die Knie und fühlt ihren Puls.

Ein Röcheln entsteigt ihren leicht geöffneten Lippen.

Nein, kein Röcheln.

Merle Gruber schnarcht.

Sie liegt auch nicht auf dem Boden, wie er jetzt sieht, sondern auf einer Art Campingpritsche, die Hände über ein geöffnetes Buch gefaltet, als fürchte sie, es könne aus eigener Kraft davonfliegen, während sie ihr Nickerchen hält. Die Lesebrille ist akkurat in der Nasenmitte platziert, im halbvollen Glas Tee neben ihr stellt eine Fliege entkräftet den Überlebenskampf ein.

Sacht berührt er Merle Grubers Arm.

»Mrs. Gruber. Nicht erschrecken. Wachen Sie auf. Ich will nur wissen, ob alles in Ordnung ist.«

Ihr Schnarchen verstärkt sich. Als Luther den Kopf hebt, sieht er in der offenen Terrassentür einen etwa dreijährigen Jungen stehen, der ihn anstarrt und ein schnurloses Telefon in Händen hält.

Seine Finger drücken wahllos auf die Tasten.

»Kimmy?«

»Ich hab schon gehört, du bist sauer, weil ich Milch holen gegangen bin, ach je, das war wirklich der falsche Zeitpunkt, ich weiß, Luther, *ich weiß!* Ich möchte doch nur, dass es allen gut geht, und du magst ihn ja nicht schwarz, aber das soll natürlich gar nicht als Entschuldigung gelten, wo wir doch so viel zu tun hatten, ich meine, ich kann diese Dinge ja auch außerhalb der Arbeitsstunden besorgen –«

»Alles ist gut, Kimmy.«

»Wenn es was Wichtiges gewesen wäre, aber Milch ist ja nicht wirklich wichtig, also jetzt gerade nicht –«

»Mach dir keine Gedanken.« Sein Blick fällt auf die Zeitanzeige. »Hast du nicht sowieso frei?«

»Ich bleib heute länger«, sagt sie entschlossen.

Er steuert den Streifenwagen aus der Oak Ranch Road zurück auf die Gebirgsstraße. »Wirklich? Kein Problem für dich?«

»Kein Problem, Boss!« Er sieht sie strahlen. Selbst das Funkgerät scheint zu strahlen. »Willie ist bei meinem Bruder. Wegen Gitarrenstunden und Angeln.«

Ist man erst mal in Kimmys Universum heimisch geworden, fehlt nicht viel zu der Erkenntnis, dass sie ihren Sohn nur nach Willie Nelson benannt haben kann.

»Wie geht's denn der armen Mrs. Gruber?«, fragt Kimmy.

»Ihr Enkel hat mit dem Schnurlosen gespielt. In dem Zustand, in dem ich sie angetroffen habe, wird sie uns wahrscheinlich alle überleben. Hast du was für mich?«

»Phibbs lässt dir ausrichten, er musste euren Treffpunkt verlegen.«

»Okay.«

»Du sollst zum Anbaufeld hinter Eureka kommen, das Tucker letzte Woche entdeckt hat.«

Warum konnte er mir das nicht selber sagen, denkt Luther.

»Er meint, sein Handy hätte da draußen keinen Empfang«, fügt Kimmy luzide hinzu.

»Ach so. Und wie hat er dich dann erreicht?«

»Einer der DEA-Leute hat ein Funkgerät im Wagen.«

Luther kann kaum glauben, was er da hört. »Welche DEA-Leute?«

»Weiß nicht.« Kimmy zögert. »Er hat nur gesagt, er wäre mit ein paar von denen da draußen. Du kennst ihn ja. Er ist manchmal ein bisschen – ähm – rätselhaft.«

Rätselhaft trifft es. »Sonst noch was?«

»Lärmbelästigung in Forest, herrenloser Golden Retriever, zwei Fälle von überhöhter Geschwindigkeit, wahrscheinlich derselbe Wagen. Anfrage aus Calpine wegen einer Extrastreife, die Anwohner sagen, jemand treibt sich da rum. Aus Sierraville haben wir eine Vermisstenanzeige reinbekommen, der Mann ist dement, mit dem Auto unterwegs und zuletzt am Stampede Lake gesehen worden, wo er sich auszog und seine Schuhe ins Wasser warf. Und Billy Bob Cawley hat zugegeben, die Katze getötet zu haben. Es sei aber ein Unfall gewesen.«

»Was Neues über die Tote vom Canyon?«

»Nichts.«

»Gut. Ich fahre zu Phibbs. Ach ja, wir sollten öfter mal bei Mrs. Gruber nach dem Rechten sehen. Ihre Familie scheint wenig dagegen zu tun, dass sich in ihrem Kühlschrank intelligentes Leben entwickelt.«

Er wendet und brettet weiter die Saddleback Road hoch.

Leute von der DEA?

Detective Phibbs geht ihm auf die Nerven. Dabei ist der Mann

nicht schlecht und im Übrigen alternativlos, weil der einzige Detective, den sie in Sierra haben. Luther weiß wie kein anderer, dass Phibbs gerade in der Drogenbekämpfung hervorragende Arbeit leistet. Anders als die Deputys trägt er ausschließlich Freizeitkleidung und fährt einen Zivilwagen, den ihm das County stellt, um nicht gleich als Cop aufzufallen. Er genießt diverse Privilegien, gestaltet seinen Arbeitsplan nach Belieben und ist autorisiert, mit den Dienststellen der umliegenden Countys Informationen auszutauschen, einer der Gründe, warum das Verhältnis der Departments untereinander vom Geist der Kooperation getragen ist.

Natürlich arbeitet Phibbs auch mit der DEA zusammen, der US-Drogenvollzugsbehörde, die dem Justizministerium untersteht und immer dann ins Spiel kommt, wenn Washington die staatliche Sicherheit gefährdet sieht. Die DEA wiederum neigt ähnlich wie das FBI zur Einmischung in kommunale Belange und hat für das Selbstbild der Bezirkssheriffs, als letzte Verteidigungslinie der Bürger gegen Big Brother zu fungieren, nur joviale Verachtung übrig. Phibbs ist gewissermaßen das Scharnier, damit es im Interessenkonflikt nicht zu sehr quietscht.

Vor zwei Jahren stand Phibbs, an seinen Wagen gelehnt, ein kaltes Sierra Nevada Pale Ale in der Hand und in beschwingter Konversation mit einer ziemlich hübschen Drogenermittlerin aus Sacramento, am Rande einer illegalen Marihuana-Plantage im County Plumas. Deren Betreiber waren gerade ihren Aufenthalt im Bezirksgefängnis zugeführt worden, als jemand auf die großartige Idee kam, die ganze Plantage einfach abzufackeln und die Riesensäcke voll getrockneten Dopes, die sie in einer nahe gelegenen Scheune gefunden hatten, gleich mit. Als Folge begann bald der größte Joint in der Geschichte Nordkaliforniens zu qualmen. Unerwartet aufkommender Wind tat das Seine, und zwölf Rechtsvollstrecker, darunter Phibbs und die Drogenermittlerin, mussten mit einer Rauchvergiftung und high wie Big Lebowski in die Klinik eingeliefert werden.

Seitdem ist Phibbs, wie Kimmy es so treffend ausgedrückt hat, ein bisschen rätselhaft.

Luther steuert den Streifenwagen entlang der Bergflanke in die höheren Gefilde des Tahoe Nationalparks. Die Saddleback Road ist gefleckt von Sonnenlicht, das sich zwischen den Baumwipfeln seinen Weg sucht, Reflexe huschen über die Windschutzscheibe. Weitkurvig geht es bergan. Mehrfach überholt er Mountain Biker, die mit ihren Giro-Helmen aussehen wie Aliens aus einer budgetschwachen Sciencefiction-Serie und gebückt in die Pedale treten. Dann lichtet sich der Wald. Die Straße führt vorbei an Felsabbrüchen über Bergweiden, marmoriert von blankem Gestein und Schneefeldern. Kurz vor dem Gipfel nimmt Luther die Abzweigung nach Eureka, die ihn auf eine quarzgelbe Ebene führt, durchsetzt mit Schotter, Buschwerk und blassgrünen Tümpeln. Ein Schild, dem zur Western-Requisite nur die Einschusslöcher alter Repetiergewehre fehlen, erzählt vom Goldgräberstädtchen Eureka City aus der Zeit Abraham Lincolns, das wie alle Ansiedlungen seiner Art im Rausch entstand und verging.

Knapp eine Meile westlich davon zweigt ein überwuchertes Forstweg ab. Unter schwer von Laub durchhängenden Ästen sieht Luther Phibbs Dodge und ein weiteres Zivilfahrzeug parken. Er steigt aus, saugt die frische kühle Luft und den Duft der feuchten Erde in sich hinein, schlägt sich in die Büsche und folgt dem Verlauf eines Bachbetts, das zur Schneeschmelze eigentlich nicht ausgetrocknet sein sollte, aber lediglich ein trauriges Rinnsal führt. Nach einigen Hundert Metern gerät die Ursache ins Blickfeld. Jemand hat den Creek, der für Zulauf sorgen sollte, gestaut und durch ein System flexibler Plastikrohre umgeleitet, die eine halbe Meile entfernt auf ein verstecktes Areal münden. Tausende Liter Wasser wurden auf diese Weise abgezweigt. Schon einmal war Luther hier, unmittelbar nachdem Deputy Robbie Macarro einem Tipp folgend die Plantage entdeckt hatte. Der Anblick entfacht erneut seine Wut. Zwischen zwei Rottannen hängt eine provisorische Hütte mit schief sitzendem

Wellblechdach. Leinen spannen sich von Baum zu Baum, um das geerntete Marihuana zu trocknen, das im weiten Umkreis angepflanzt wurde. Überall liegt Müll herum. Leere Dosen, Plastikflaschen, in denen noch das Insektizid schwappt, mit dem die Züchter die empfindlichen Cannabis-Pflanzen zu schützen bemüht waren, Behälter für Flüssigdünger, Kanister, deren Aufschriften Umweltschützern den Schlaf rauben: Furadan, Carbofuran, Methymol. Hochtoxisches Zeug, von dem schon ein Viertel Teelöffel einen Menschen tötet. Aufgerissene Konserven verteilen sich um einen Kocher und bezeugen, dass sie hier vorwiegend von Instantnudeln gelebt haben, neben dem Generator gammelt ein mit Teakholzfolie beklebter Röhrenfernseher vor sich hin. In all der Sauerei parliert Phibbs angeregt mit zwei Männern, die das Adlerwappen der DEA auf ihren Windjacken tragen.

»Hey, Luther! Entschuldige, dass du extra hier raus –«

Luther schiebt ihn beiseite. »Kann es sein, dass ich nichts von Ihrem Hiersein weiß?«

Die DEA-Agenten drehen die Köpfe, betrachten ihn, und er betrachtet sich in ihren verspiegelten Brillen. Einer bringt ein geschäftsmäßiges Lächeln zustande. »Bei allem Respekt, Sir, jetzt wissen Sie's.«

Luther nimmt seinen Hut ab. Fährt sich mit der flachen Hand über den Schädel und wischt den Schweiß aus dem Nacken.

»Entschuldigung, ich muss mich verhört haben. Was sagten Sie gerade?«

»Hier geschieht nichts, was Sie besorgen müsste.«

»Das ist schön zu hören, Agent –«, er beugt sich vor, um das Namensschild lesen zu können. »– Forrester, aber wir sollten vielleicht einiges klarstellen.«

»Ähm, Luther –«, sagt Phibbs.

»Das hier ist kein Fall für die Bundesbehörden«, fährt Luther fort, ohne ihn zu beachten, »oder irre ich mich? Bis gestern war das einfach nur eine illegale Plantage.«

»Luther –«

»Klappe, Phibbs. Verstehen Sie mich nicht falsch, wir freuen uns über jede Unterstützung, und das meine ich ernst. Will sagen, die Male, wenn wir Sie wirklich bräuchten, weil uns mexikanische Hohlspitzgeschosse um die Ohren fliegen, würden wir Ihnen Jungfrauen opfern vor Freude, Sie hier zu sehen. Abgesehen davon muss ich darauf bestehen, dass Sie Ihre Aktivitäten in Sierra mit uns absprechen.«

Die beiden DEA-Agenten sehen sich an, dann sagt der andere:

»Wir *haben* es abgesprochen. Mit Ihrem Sheriff.«

»Mit Carl Mara?«

»Gibt's noch einen?«

»Das wollte ich dir die ganze Zeit erklären«, murmelt Phibbs.

Sekunden verstreichen, während derer niemand etwas sagt. Luther wartet, dass sich die Wut auf Carl einstellt, der schlicht vergessen hat, ihn zu informieren, dass jetzt die DEA mit im Boot sitzt. Stattdessen verspürt er Traurigkeit. Carls Rheuma und übrige Gebrechen geben respektable Gründe ab, das Amt vorzeitig in jüngere Hände zu legen. Ist Luther erst gewählt, was dank seiner Beliebtheit und mangels Gegenkandidaten außer Zweifel steht, kann der Alte sich unter Beifall auf die Lorbeeren dreier Amtsperioden betten, und man muss sagen, es waren gute Jahre. Dass Luther in jüngster Zeit mehr als beschäftigt war, Carls fortschreitende Demenz zu kaschieren, braucht die Welt nicht zu erfahren.

»Wo wir von Hohlspitzgeschossen reden«, nimmt Agent Forrester das Gespräch wieder auf. »Das waren keine Hippies, die hier ihr persönliches *California Dreaming* zelebrieren wollten.«

Luther starrt ihn an. »Ach, wirklich?«

»Wirklich.« Forrester nickt Phibbs zu. »Erklären Sie's ihm.«

»Was erklären?«, fragt Luther.

»Na ja.« Phibbs kraut seinen Ziegenbart. »Ich hab Carl erzählt – ich meine, ich hab Hinweise darauf gefunden, dass die Sauerei hier auf Kosten der Bohnenfresser geht. In Plumas haben sie gestern Nacht einen Illegalen hochgenommen mit Verbindun-

gen zu Los Caballeros Templarios. Ist mehrfach in der Gegend um Eureka gesehen worden. Gibt er übrigens zu, will aber von Marihuana nichts gewusst haben.«

»Nein, er dachte, er legt einen Ziergarten an.« Luther sieht den anderen DEA-Agenten einen vergammelten Hot Dog vom Boden aufheben. Eine Seite ist angebissen und schwarzrot gesprenkelt von Ameisen. »Vorsicht! Der ist giftig.«

»Was Sie nicht sagen.« Der Mann hält die Bissstelle hoch. »Dann hat da keiner Ihrer Deputys dran genascht?«

Arschloch, denkt Luther.

»Undersheriff, wir *wissen*, dass die Typen vergiftete Köder auslegen, damit ihnen die Schwarzbären nicht ins Dope scheißen.« Der Agent feixt. »Dennoch besten Dank für den Tipp.«

Agent Forrester schaut auf seine Füße, nimmt die Sonnenbrille ab und streckt Luther die Rechte entgegen. Sein Alter ist schwer zu schätzen. Er könnte Mitte fünfzig oder schon über sechzig sein.

»Tut mir Leid, dass wir einen schlechten Start hatten.«

»Sie müssen sich nicht entschuldigen.«

Forresters Blick fällt auf sein Namensschild. »Opoku? Waren Sie nicht selber mal bei unserem Verein?«

»Nein. Aber wir hatten miteinander zu tun.«

»Mitte der Nuller, richtig?«

»Sollten wir uns begegnet sein?«

»Nicht direkt, aber ihr Name hat bei der DEA einen guten Klang. Sie waren eine respektable Nummer im Sacramento Sheriff Department.«

»Drogenermittlung, ja.«

»Was tun Sie in Downieville?«

»Wozu mir in Sacramento die Zeit fehlte.«

»Klingt ja nervenzerfetzend spannend. Ich meinte, was tun Sie in einem *Kaff* wie Downieville.«

Luther seufzt. Willkommen im Karussell. Seit nunmehr zehn Jahren dreht sich die Frage da schon im Kreis, nehmen Sie sich

ein Pferdchen, Agent Forrester. Machen Sie sich's bequem in meinem Kopf.

»Meine Mutter lebt in Loyaltan«, antwortet er, so ziemlich der letzte Grund, warum er aus einem der größten Sheriff Departments Kaliforniens, noch dazu im Steilflug einer glanzvollen Karriere, ins verschlafene Sierra gezogen ist, um dort vermisste Retriever aufzuspüren und alten Damen zu erklären, dass sie ihr Schnurloses vor der Brut ihrer Söhne und Töchter in Sicherheit zu bringen haben. Aber die Wahrheit geht den DEA-Typen nichts an.

»Wenn Sie mich einen Moment entschuldigen, Agent Forrester.« Er beordert Phibbs mit einer Kopfbewegung zu sich und zieht ihn außer Hörweite der Agenten. »Das Missverständnis geht auf meine Kappe, klar? Mein Fehler.«

»War's denn deiner?«, fragt Phibbs.

»Wir hängen Carl nicht hin. Natürlich war es nicht meiner, er hat mich nicht informiert. Ich weiß weder, dass die DEA im Spiel ist, noch von eurem Illegalen.«

Phibbs nickt bedächtig und spuckt in die Cannabisblätter. »Ich war bis vorhin in Quincy, sonst wäre ich zu dir ins Büro gekommen. Das hier könnte Teil einer größeren Sache sein, also wie soll ich mich verhalten? Abgesehen davon, dass ich fortan direkt dich über alles auf dem Laufenden halte.«

»Wenn es zur Bundessache wird, wird es zur Bundessache.«

»Forrester ist eigentlich ganz in Ordnung.«

»Schön. Sieh zu, dass er sich an die Regeln hält.«

Phibbs legt den Kopf in den Nacken und dreht ihn langsam hin und her, bis es knackst. »Klar, Luther.«

»Dann schieß los.«

»Also, ich hab ein bisschen recherchiert, während meine zwei Freunde da drüben den Mexikaner in die Mangel nahmen. Keine Auffälligkeiten gestern Nacht.«

Beinahe enttäuschend. Das Wochenende hat den ersten nennenswerten Schwall Touristen nach Downieville befördert. Sie sind über den Flohmarkt geschlendert, haben sich beim Grill-

wettbewerb die Bäume mit Rippchen vollgeschlagen und abends in den Straßen getanzt. Nichts Wildes. Line Dance zum Gedenken an die seligen Goldgräberzeiten, deren raue Wirklichkeit sie nicht erleben mussten, während ein paar Dutzend Musikbegeisterte im Yuba Theatre heimischen Nachwuchstalenten jubelten und im St. Charles Place mit Corona und Budweiser nachspülten. Um elf war alles vorbei und niemand ernsthaft betrunken oder in Stimmung für Randalen. In der alten Mine in Sierra City westlich der Absturzstelle spielten die Rattlin' Bones und Juliet Gobert blitzsauberen Folk, bei Sorracco's Garden stieg eine Weinverkostung. Kurz vor Mitternacht fuhr Robbie Macarro, nachdem sich Leute beschwert hatten, zum nahe gelegenen Wild Plum Campingplatz, wo eine Gruppe Studenten aus Reno die lokale Fauna mit Kanye West und Jay-Z beschallten, sorgte dafür, dass Streifenhörnchen, Wiesel und Specht in den Schlaf fanden, und das war's schon.

»Was hast du über Nordvisk?«

»Was ich auf die Schnelle zusammenkratzen konnte.« Phibbs drückt Luther einen Zettel und einen USB-Stick in die Hand. »Wikipedia, Artikel, Interviews. Hab dir 'n paar Durchwahlen aufgeschrieben. Platzhirsch im Silicon Valley. Wie Google, nur weniger bekannt, also, in der Öffentlichkeit. Sie betreiben keine Suchmaschinen und schlagen sich nicht mit Social-Media-Plattformen rum, um verblödeten Teenies vollends das Hirn zu zersetzen. Das sind Kreative, Luther. Typen, die unentwegt Eier ausbrüten, aus denen dann irgendwelche Wundertiere schlüpfen.«

»Geht's weniger blumig?«

»Künstliche Intelligenz und maschinelles Lernen«, sagt Phibbs. »Sie haben 'ne Art Supercomputer entwickelt, wie HAL aus 2001, nur nicht so niederträchtig. Ihrer heißt Ares. Ein im Akkord kackender Goldesel. Damit gibt Nordvisk weltweit den Helden: führend bei Big Data, Internet der Dinge, Robotik, medizinischen Therapieprogrammen, pilotiertem Fahren, Mimik- und Spracherkennung, der heißeste Scheiß. Elmar Nordvisk und seine

Kumpels schreiben die Programme und verkaufen die Lizenzen. Die Hardware bauen meist andere, darum sind sie vergleichsweise schlank. Eben mal tausend Mitarbeiter, bis auf ein paar wenige alle in Palo Alto.«

»Und die wenigen?«

»Auch in Palo Alto.« Phibbs zwinkert und schaut einem Vogel hinterher.

»Komm zum Punkt.«

»Offiziell dort. Aber ich hab ein bisschen gebuddelt. Wie's aussieht, gibt's eine Dependance. Und nun rate mal, wo.«

»Sierra«, sagt Luther.

»Über Google Earth nicht zu finden«, nickt Phibbs. »Keine Fotos im Netz, keine Standortbeschreibung, kein Wort auf der Homepage. Bloß bin ich beim Surfen auf einen Blog irgendwelcher Verschwörerärsche gestoßen, die mutmaßen, Nordvisk halte in Sierra Kontakt zu Außerirdischen. Der übliche Bullshit. Trotzdem hab ich die Grundbucheintragungen gecheckt, und Bingo! Elmar Nordvisk besitzt Land im Sierra Valley. Und zwar in Flugplatzgröße.«

»So?« Luther runzelt die Stirn. »Wo soll das denn sein?«

»An der Grenze zu Plumas.«

»Aber da ist nichts.«

»Tja.« Phibbs zuckt die Achseln »Was auch immer da ist oder nicht ist – deine Tote könnte von dort gekommen sein.«

Als Luther über die gelbe Ebene zurückfährt, von der einst eine komplette Goldgräberstadt mit Hotels und Saloons, Bordellen, Kirche, Sheriffbüro, Leichenbestatter, Wohnbaracken und Minengebäuden so vollständig getilgt wurde, als hätte sie schon immer nur in der Phantasie John Fords existiert, beschließt er, nicht gleich zurück nach Downieville zu fahren. An der Kreuzung hält er sich links und nimmt die Abzweigung zum Gipfel des Saddleback. Nach einem kurzen Waldstück führt die Schotterstraße um einen kahlen Hügel herum zum höchsten Punkt, und der Him-

mel, nicht länger eingezwängt zwischen Baumwipfeln, Fels und Architektur, öffnet sich zu einer Weite, die ein diffuses Sehnsuchtsgefühl aufkommen lässt – Heimweh vielleicht nach der Frühzeit kosmischer Genese, als alles Leben, das die Erde dereinst bedecken würde, schon in den gewaltigen Wasserstoffwolken beheimatet war.

Luther parkt neben einem roten Pickup und steigt aus. Über dem Weg stehen Staubpartikel, die das Licht der Mittagssonne reflektieren. Für Ende April ist es ungewöhnlich heiß. In gleich welche Richtung man blickt, erstrahlt der Horizont weiß, als löse die Hitze Atome aus dem Boden und lasse die Erde langsam verdampfen. Ein rundverglastes Gebäude krönt die Felsen, die Saddleback-Mountain-Feuerwarte. Luther steigt die Außentreppe hoch und betritt den einzigen, lichtdurchfluteten Raum, beherrscht von Messgeräten und einem drehbaren Winkelanzeiger, um Waldbrände zu lokalisieren. Neben dem kleinen Schreibtisch kocht Wasser auf einem altertümlichen Gasherd. Das Bett ist frisch bezogen, wahrscheinlich der Schlafplatz mit dem besten Blick in ganz Sierra.

»Hi, Buster«, begrüßt er den bulligen Mann mit der Schirmmütze, der ihn von Weitem hat kommen sehen und zwei Becher auf den Tisch stellt. »Wie ist der Tag?«

»Wie jeder andere.« Buster nimmt den Kessel vom Feuer und gießt Kaffee auf. Sofort durchzieht ein betörender Duft die Station. »'ne Menge zu tun, Luther, alles Kleinkram, von dem du nichts wissen willst. Kommst gerade richtig.«

Im Funkgerät rauscht es, Stimmen durchwandern den Äther. Über Sierra und die umliegenden Countys verteilen sich etliche Feuerwarten, die rund um die Uhr in Kontakt stehen. Ihre Einzelpeilungen übereinander gebracht, lassen sich Brandherde koordinatengenaue orten und gezielt Löschzüge losschicken. Buster öffnet eine Plastikdose.

»Lust auf 'n Sandwich?«

»Nein, danke.«

»Meine Frau hat sie heut morgen frisch gemacht.« Er schneidet die Milchtüte an. »Du weißt nicht, was dir entgeht.«

»Truthahn. Mit Jalapeños und Käse.«

»Ja, ich bin ein Gewohnheitstier. Und du bist bald Sheriff. Musst essen, damit du groß und stark wirst.« Er lacht heiser, gibt einen ordentlichen Schuss Milch in Luthers Kaffee, reicht ihm den Becher. Luther bläst in die dampfende Flüssigkeit und grinst pflichtschuldigst über den abgestandenen Witz. Buster ist mindestens einen Kopf kleiner als er. »Und was führt dich rauf zu mir, Junge?«

»Dein Kaffee.«

»Klar, und ich bin wegen der rauschenden Partys hier.«

»Wir haben einen Todesfall. Jemand ist abgestürzt.«

»Diese verdammten Kids«, sagt Buster kopfschüttelnd. »Städter.«

»Keine Kids. Könnte sich um ein Verbrechen handeln.«

»Doch nicht in unserem schönen Sierra.«

»Nein, nie. Ist kompliziert. Vielleicht auch ganz einfach. Ich muss in Ruhe nachdenken.« Luther tippt an seine Schläfe. »Wenn du's rauchen siehst, schlag keinen Alarm. Ist nur mein Kopf.«

Er geht mit seinem Kaffee nach draußen und setzt sich auf einen Felsbrocken. Genießt einen Moment die Stille hier oben. Geräusche scheinen nicht länger an ihren Ursprung gebunden, sondern schweben frei im Raum, ein steter Fluss von Klangpartikeln, die der Wind heran- und mit sich fortträgt. Werden und Vergehen, dessen Zeuge Luther wird, ohne etwas davon festhalten zu können. Wenn Vergänglichkeit die Natur aller Dinge ist, also auch der Gedanken, kommt man ihr hier so nahe wie sonst kaum irgendwo, und an manchen Tagen gäbe er so einiges für das Verlöschen seiner Erinnerungen oder dass der Wind sie einfach davontrüge. Ein Stück abwärts, in Höhe der höchsten Baumwipfel, ragt ein windschiefer Fahnenmast aus einem schneegefleckten Haufen Geröll. Das Sternenbanner bläht sich in der erhitzten Luft. Auch wenn

sattes Grün die Landschaft zurückerobert, das mit zunehmender Entfernung ins Blaue und schließlich Tiefblaue schlägt, so dass man am Horizont einen in riesigen Wogen erstarrten Ozean zu erblicken glaubt, hat die Szenerie etwas von 1969, Mare Tranquillitatis, grob gepixelte Schwarzweißbilder auf den Monitoren alter Röhrenfernseher, Fiepen und Rauschen, durch das eine Stimme dringt wie eine Abfolge atmosphärischer Störungen:

Das ist ein kleiner Schritt für den Menschen –

Als genüge ein Stück Stoff an einem Stecken, in den Boden gerammt, um ein Land in Besitz zu nehmen oder besser gleich einen kompletten Himmelskörper.

Vielleicht, denkt Luther jedes Mal, wenn er auf diesem Stein sitzt, ist es gar nicht so sehr Stolz, der viele Amerikaner das Sternenbanner in ihre Gärten pflanzen und an die Fassaden ihrer Häuser nageln lässt, sondern um sich allmorgendlich zu versichern, dass dies noch ihr Land ist. Vielleicht treibt uns die Angst, es andernfalls wieder zu verlieren. An Indianer, Kommunisten, Muslime, Drogenbarone, Atheisten, Schwule, Feministinnen, Aliens. An die bei Nacht und Nebel über die Grenze strömenden Mexikaner, all die bitterarmen Alambristas, die in ihren verzweifelten Anstrengungen, der Hölle ihrer Umstände zu entrinnen, kein Hindernis scheuen. An die Flüchtlinge aus Nahost, an Klimaapokalyptiker, an die Traumata der Vergangenheit, Stahl in der Skyline, die zerschellende Front, in der sich Amerikas Größe gespiegelt hat, fast schon egal an wen oder was, solange nur das Banner der Freiheit weht. Als müsse ein Land in seine Nationalfarben verpackt werden wie von Christos Hand, um es vor fremdem Zugriff zu bewahren.

Aber die Welt ist in paradoxer Umkehr der Zunahme ihrer Probleme einfacher geworden.

Die Erklärungen sind einfacher geworden. Schriller. Unmenschlicher. Wenn Luther morgens aus der Galloway Street auf den Court House Square tritt und die paar Schritte hinüber zum Sheriffbüro geht, fühlt er sich jedes Mal wie angesprungen. Ab-

seits des Gerichtsgebäudes, im höhlenartigen Schatten mächtiger Kiefern, lauert der alte Galgen von Downieville, als werde er noch mal gebraucht. Ein mehr als doppelt mannshohes Holzgerüst, das den Eindruck erweckt, ins Sonnenlicht galoppieren zu wollen, ermuntert durch das landesweit anschwellende Geheul derer, die sich von rechten Populisten vorgaukeln ließen, man könne die Vergangenheit ins Weiße Haus wählen. Ein einziges Mal nur, 1885, ist das Ungetüm in Gebrauch gewesen, als der damalige Sheriff einen zwanzigjährigen Mörder dort aufknüpfen ließ. Es war die letzte legale Hinrichtung in Sierra, erklärt man den Touristen, die das Ding ehrfürchtig bestaunen, aber was heißt das in einem Land, das sich mit Hinrichtungen, also mit der Vollstreckung des Todes, vor dem Tod zu schützen versucht?

Luther liebt sein Land. Zugleich bestürzt ihn die Geschwindigkeit, mit der es von den Gezeiten einer verfehlten Globalisierung zerrissen wird, die an der ganzen Welt zerren und es Zockern, Faszisten und Hasardeuren allerorts erlauben, Brandreden in einem Vokabular zu schwingen, das sich noch vor wenigen Jahren verboten hätte. Und es scheint kein Entrinnen vor dem Gift zu geben, das diese Typen versprühen. Nirgendwo. Wenn er je dachte, an einem Ort wie Downieville Frieden zu finden, hat er sich jedenfalls gleich in mehrfacher Hinsicht getäuscht.

Luther liebt auch die Flagge.

Aber am Ende des Tages ist sie lediglich ein Stück Stoff.

Er trinkt einen Schluck Kaffee und lenkt seine Gedanken auf die Tote im Hang.



Der Wind hat aufgefrischt. Noch ist der Himmel wolkenlos, doch für den Abend sind neue Regenschauer angekündigt. Ruth Underwood parkt den Streifenwagen hinter Danes' Automotive in Sierra City, spart sich den Weg durch die Anmeldung und

geht direkt unter dem offenen Rolltor hindurch in die Werkshalle. Ein Duftgemisch aus altem und frischem Öl, Gummi und Benzin schlägt ihr entgegen. Diffuses Licht strömt aus der Blindglaskuppel im Dach, verstärkt von Neonleuchten. An mehreren Hebebühnen wird gearbeitet, die kahlen Wände spielen einander Klangreflexe zu. Zwischen Regalen voller Werkzeug und Ersatzteile ringt Bruce Springsteen mit den Unzulänglichkeiten eines Radios, dessen Frequenzbereich den Namen nicht verdient. Meg Danes kommt ihr entgegen und wischt die Hände an einem Lappen ab. Ein Leuchten huscht über ihre Züge: »Ruth!«

»Ich dachte, ich schau mal, wie weit ihr seid.«

»Wir haben die Kiste auf links gedreht.« Meg rollt die Augen.
»Das Ding ist ein verdammter Panzer.«

Sie wirft den Lappen in ein Regalfach und geht zu dem Geländewagen, der über einer Werkstattgrube steht. Ruth folgt ihr ohne Eile, während sie die Frau vor sich betrachtet. Meg ist eine dunkelhaarige Endvierzigerin mit einem ewigen Mädchengesicht, das kaum altern will. Als Ruth aus der bleiernen Schwüle Tennessees hierherzog, war Danes' Automotive schon seit geraumer Weile Vertragspartner des Sheriffbüros für eine Vielzahl kriminaltechnischer Untersuchungen. Vor fünf Jahren betrat eine neue Bürokräft den Werkstattempfang und verließ ihn mit einem bis zur Schwachsinnigkeit betörten Mr. Danes, um ihn jedoch gleich hinter der Grenze von Colorado gegen einen Pornoproduzenten einzutauschen. Mr. Danes, arg ernüchert, bekundete, nach Sierra zurückkehren zu wollen. Meg ließ ihn wissen, im Falle seines Wiedereinzugs seinen Schwanz noch in der ersten Nacht mit der Heckenschere bekannt zu machen. Mr. Danes eröffnete daraufhin am Stadtrand von Grand Junction einen Reifenhandel und hielt seinen Anwalt mit Megs angeblicher Frigidität auf Trab. Bevor sich ein Gericht der Sache annehmen konnte, stieg Mr. Danes nach durchzechter Nacht beschwingt von 2,8 Promille in seinen Wagen, landete im Colorado River und ertrank. Seitdem liegt Danes' Automotive in Megs Händen, und

sie schmeißt den Laden, dass kein Mensch je wieder nach Mr. Danes gefragt hat.

Ruth schaut auf die Uhr. Viertel nach drei.

Ihre erste Pause an diesem Tag. Und auch nicht wirklich, aber so fühlt es sich an. Noch vor Luthers Eintreffen war sie mit ihrer Handycam zum Grund des Canyons hinabgestiegen und entlang der verkeilten Granitblöcke, deren Kanten so frisch wirken, als seien sie eben erst aus der Steilwand gebrochen, über schlüpfrige Schotterbänke und durch dorniges Strauchwerk zu einer Stelle im abschüssigen Unterholz vorgedrungen, von wo aus sie den gefallenen Engel ablichten konnte. Als Jamie eintraf, hatte sie bereits ein Kubrick'sches Opus gedreht und das Areal um die Absturzstelle aus etlichen Distanzen und Perspektiven dokumentiert. Alles wäre einfacher gewesen mit einer dieser HDR-360-Grad-Kameras, wie sie anderen Departments zur Verfügung stehen, aber andere Departments genießen auch andere staatliche Zuflüsse. Technologisch operieren sie in Sierra knapp vor den Leuten von der Shiloh Ranch. Das anschließende Vermessen und Ausgießen der Spuren, Durchforsten der Umgebung nach Fasern, Hautfetzen und Blut zerschoss ihr den kompletten Vormittag, während bei Kimmy das Telefon heiß lief – Falschparker, herrenlose, bellende und sonst wie auffällige Hunde, Streit unter Eheleuten, der ganze Querschnitt provinzieller Befindlichkeiten, nicht zu vergessen etliche Spielarten blinden Alarms. Das Beste war noch, beim Herannahen des Civic in ihrem Rückspiegel aufs Gas treten zu dürfen, um ihren Patrouillendienst anzutreten, womit ihr eine weitere Begegnung mit Marianne Hatherley erspart blieb. Seitdem hat sie eine Flasche Wasser getrunken – der Verzehr des Hühnchen-Tacos in der fettgetränkten Papiertüte auf dem Beifahrersitz scheiterte daran, dass ein geräuschempfindlicher Rentner mit dem Sturmgewehr in den Laubsauger seines Nachbarn feuerte und sie ewig auf beide einreden musste. Nach alledem ist die Werkstatt das reinste Naherholungsgebiet.

Meg nimmt ein Klemmbrett vom Dach des Geländewagens.

»Mercedes G 65 AMG, 6,0 Liter, V12-Biturbo, 463 kW, Drehmoment 1000 Nm, Spitze 143 Meilen. Das Brachialste, was sie je gebaut haben. Echtes Hightech-Schnucki.«

»Trotzdem kaputt«, sagt Ruth, die Megs Versessenheit auf solche Kisten kennt.

»Wie man's nimmt. Dass wir ihn mit dem Abschleppwagen hergebracht haben, heißt nicht, dass er fahruntüchtig wäre.«

»Sie hätte ihn wieder starten können?«

»Es kann mal passieren, dass der Bordcomputer nach so einem Aufprall verschnupft reagiert, aber doch – hätte sie. Der Crash Schalter ist im Wagen. In Griffweite.«

Ruth hockt sich vor den Kühler. An der Douglasie sah der Schaden irgendwie schlimmer aus. Der Rammschutz hat das meiste abgefangen.

»Wie schnell war sie unterwegs?«

»Nach Analyse der Spuren tippe ich auf fünfundzwanzig, vielleicht dreißig Meilen.«

»Das ist schnell.«

»Das ist Totalschaden, unter gewöhnlichen Umständen.« Meg klopft auf die Kühlerhaube. »Aber unser Schätzchen hat zusätzlich ein innenverstärktes Chassis, ich würde mal sagen, damit wären sie im Jurassic Park nicht gefressen worden.«

»Wer in Sierra braucht so einen Panzer?«, murmelt Ruth.

»Das will ich lieber gar nicht wissen.«

Der Aufprall muss überaus heftig gewesen sein, denkt Ruth. Dennoch konnte die Frau aussteigen und davonrennen. Vom Unfall jedenfalls stammt keine ihrer Verletzungen, Karosserie und Gurte haben sie geschützt, aber warum hat sie nicht versucht, den Wagen wieder in Gang zu setzen? Saß ihr der Verfolger so dicht im Nacken, dass sie sich mit Startversuchen gar nicht erst aufhalten mochte?

»Autoschlüssel?«

»Funkschlüssel. Lag im Fond.« Megs Finger wandert die Notizen entlang. »Airbags waren ausgeschaltet. Wir haben den Wa-

gen auf Manipulationen untersucht, Pfusch an den Bremsen oder sonst was. Nichts. Die Sitzeinstellung stimmt mit der Körpergröße der Toten überein. Textilfasern auf dem Bezug, Haare und Schweißablagerungen an der Nackenstütze, Fingerabdrücke an Lenkrad, Fahrertür und Schlüssel, alles gesichert. Darüber hinaus ist der Innenraum so unberührt wie der Arsch von Jeanne d'Arc. Keinerlei Spuren auf der Beifahrerseite, dafür –«

»Warte mal.« Ruth schaut durch das Beifahrerfenster ins Innere. »Was ist mit dem Handschuhfach?«

»Tja. Das Handschuhfach.«

»Kann es aufgesprungen sein?«

»Selbst wenn, wäre nicht alles im hohen Bogen rausgeflogen.«

»Das heißt, sie hat es ausgeräumt.«

»Möglich, dann aber mit Geisteskraft. Vielleicht ist sie ja Storm von den X-Men. Keine Ahnung. Am Handschuhfach haben wir keinen einzigen Abdruck gefunden.«

»Gar nichts?«

»Nada. Willst du was über den anderen Wagen wissen?«

»Mhm.«

»Identische Reifen, Goodyear Eagle. Aus den Spuren lassen sich Rückschlüsse auf Gewicht und Radstand ziehen. Baugleiches Modell, wenn du mich fragst.«

»Sieh an.« Ruth hebt die Brauen. »Kleine Morde unter Freunden.«

»Sagtest du nicht, es sei ein Firmenwagen?«

»Ja.«

»Dann sind es jetzt zwei Firmenwagen.«

»Wann hast du das alles in lesbare Form gebracht?«

»Geht in einer Viertelstunde zu euch rüber.« Meg legt das Klemmbrett zurück. »Die Fusseln hab ich direkt nach Sacramento geschickt. Na, und das Beste kommt bekanntlich zum Schluss.« Sie zieht ein durchsichtiges Tütchen aus der Brusttasche, wie es zur Spurensicherung verwendet wird. Etwas Längliches schimmert darin.

»Ein USB-Stick«, sagt Ruth.

»Klemmte zwischen Sitzfläche und Rückenlehne. Tief drin. Aber wir finden bekanntlich alles.«

Ruth betrachtet den Stick durch das transparente Plastik. Meg steht dicht neben ihr.

»Eigenartiger Stecker, findest du nicht?«

»Kann sein.« Meg zuckt die Achseln. »Computer sind nicht gerade mein Spezialgebiet.« Sie rückt noch eine Kleinigkeit näher, sodass sich ihre Schultern berühren. Ihr Blick zuckt zu Ruth, und es liegt eine mädchenhafte Befangenheit darin, die so gar nicht zu Megs ruppigem Ton passen will. Ihre nussbraunen Augen glänzen, die Pupillen geweitet wie Einladungen, auf den Grund ihres Innern zu schauen.

Dann liegt wieder die Kühle des Nichteingeständnisses in der Luft.

Oh, Meg, denkt Ruth.

Gerade weiß sie nicht, wer von ihnen beiden defizitärer ist.

»Brauchst du sonst noch was?«

Unbedingt, denkt Ruth, was machst du heute Abend. Stattdessen hört sie sich sagen: »Im Moment nicht. Falls mir noch was einfällt –«

»Rufst du an.«

»Klar.«

Meg zögert, scheint etwas hinzufügen zu wollen. Dann, mit plötzlicher Eile, dreht sie sich um und marschiert in den hinteren Hallenbereich, wo niemand nach ihr verlangt hat.

Ruth geht zurück zum Streifenwagen.

Hoch über ihr verlagert sich ein monotones Brummen in südliche Richtung. Als sie den Kopf hebt, sieht sie die ferne Maschine einen Kreidestrich ins Blau malen, überkreuzt von einer verblassenden, schon älteren Linie, sodass ein zerdehntes X dort oben prangt. Eigenartigerweise scheinen ihr beide Linien nicht menschengemacht, sondern Ausdruck eines universellen Rätsels,

dessen Lösung jeglichen Konflikt, den Homo sapiens je mit sich auszufechten hatte, gleich mit erledigen würde. Eine Kreuzung: so simpel, dass es keiner ausgefeilteren Symbolik bedarf. Der eine geht hierhin, der andere dorthin, die Spuren verblassen, des Kartographierens nicht wert, da man ja aus einer schier Unzahl von Möglichkeiten die eigene Richtung wählen kann. Seit ihrem vierzehnten Lebensjahr, als ihr Körper begann, Signale auszusenden, hat Ruth die Unbetheiligkeit einer Natur gespürt, die alle erdenklichen Offerten macht und sich einen Dreck darum schert, ob jemand sie nutzt. Die gezackten Kämme der Sierra Buttes jenseits der bewaldeten Bergflanke könnten Rücken versteinertes Riesensaurier sein, die eines Tages zum Leben erwachen und wieder Richtung Meer ziehen, aus dem sie das tektonische Kräfte-messen vor hundertdreißig Millionen Jahren vertrieben hat. Den Menschen, die in ihrem Schatten gesiedelt haben, wird dann nicht mal mehr die Bedeutung einer Erinnerung zukommen, warum also, denkt sie, versagen wir einander in diesem Mückenschiss von Lebensspanne, sein zu dürfen, wer wir sind?

Sie lehnt sich gegen die Kühlerhaube, dreht das Gesicht zur Sonne und überlässt sich den flüchtigen Berührungen des Windes. Frei von Verlangen erkundet er Ruths Stirn, Wangenknochen, Brüste, ein Geliebter ohne jedes Interesse an ihr. Sie sollte über Wichtigeres nachdenken, doch wie Züge, deren Wagenreihung durcheinandergebracht wurde, rattern die Gedanken durch ihren Kopf, und ihr Herz schlägt viel zu schnell. Der tastende Wind ruft Vorstellungen in ihr wach, was die Hände der Frau in der Autowerkstatt auf ihrer Haut verrichten würden, wenn diese Frau nur endlich aufhörte, sich durch die Augen anderer zu betrachten. Nicht mal im aus der Zeit gefallenem County Sierra hätte jemand ernsthaft ein Problem mit Megs nahehelichem Verlangen. Nur Meg selbst hat es. Während Ruth sich aus der bigot-ten Enge des Bible Belt herausgekämpft hat, glaubt Meg Danes anscheinend, es habe sie dorthin verschlagen.

Und wie willst du sie vom Gegenteil überzeugen?

Du hast doch nur Angst vor einer Abfuhr!

Das sitzt, und es ist vermutlich schon die ganze Wahrheit. Ebenso, dass Ruth wahrscheinlich immer noch auf der Sheriffwache von Madisonville, County Monroe, Tennessee, Dienst tun würde, bereit zum Verzicht bis an ihr Lebensende, wäre nicht eines Mittags, als alle Deputys außer ihr im Bezirk unterwegs waren, Willard Bendieker aufgekreuzt, ein Bild des Jammers und der Selbsterniedrigung –

Sie schiebt die Erinnerung beiseite.

Plötzlich flutet es sie mit Scham, sich an diesem hochglanzpolierten, frühherbstlich duftenden Tag bei der Beschwörung von Geistern zu ertappen. Geister, die Luther mit Kusshand gegen seine Dämonen eintauschen würde. Als er sich über die tote Frau beugte, konnte Ruth förmlich spüren, wie die Luft um sie herum abkühlte. Wie bei einer teilweisen Sonnenfinsternis sah sie die Farben an Intensität verlieren, während theaterhaftes Licht in eine vergangene Zeit schien. Nichts vergeht, denkt sie. Die Gegenwart ist nur ein anderer Blickwinkel. Sie schaut zur Werkstatt, doch ihr Gedankenfluss hat bereits begonnen, sie fortzutreiben von den Grübeleien über sich und Meg. Luther ist ihr vertraut geworden über die Jahre. Fast noch vertrauter ist sie mit seiner Familie. Sie weiß, wen sie jetzt anrufen muss. Ihr Daumen gleitet über den Touchscreen ihres Handys.

»Hi Ruth!«, sagt Tamy.

»Hi Schatz. Wo erwisch ich dich?«

»In der Rekonvaleszenz.«

»Bei Darlene?«

»Wir sitzen auf der Terrasse und versuchen uns zu erinnern, in welchem Jahr wir leben.«

»Lass mich raten. Jüngere Geschichte?«

»Doppelstunde! Gewaltmarsch durch die Sezessionskriege und ihre Reflektion in der amerikanischen Geschichtsschreibung des beginnenden zwanzigsten Jahrhunderts. Ich weiß mal wieder im Detail, was Leute dachten, die längst tot sind.«

»Klingt, hm – kontrageil.«

»Bitte, Ruth!«, sagt Tamy gequält. »Benutz keine Wörter, die mir selber peinlich sind.«

»Woher soll ich wissen, was dir gerade peinlich ist?«

»Kontrageil sag ich schon seit einem Jahr nicht mehr.«

»Ich geb's auf.«

»Teenager etablieren keine neuen Wörter, und wenn wir noch so unumstößlich der Meinung sein mögen«, doziert Tamy, als wäre sie nicht gerade erst siebzehn geworden. »Jugendsprache produziert Wegwerfvokabeln. Saisonfummel. Die paar Begriffe, die überdauern, kannst du an einem Rechenschieber abzählen.«

»Woher weißt du, was ein Rechenschieber ist?«

»Gibt's als App. Es geht um Spaß und Wandel, verstehst du? Kreativität trainieren. Neues erschaffen. Weg damit. Neues. Weg. Bis Konsens entsteht, Präzisierung, Wortschöpfungen, um beispielsweise Missverständliches auf den Punkt zu bringen –«

»Stehen bleiben, oder es knallt, hat noch jedes Missverständnis geklärt.«

»Im Ernst. Wir machen uns zu wenig Gedanken über unsere Wortwahl. Weißt du, was Rudyard Kipling gesagt hat? Worte sind die mächtigste Droge, welche die Menschheit benutzt.«

»Ja, es ist viel billiges Crack im Umlauf.«

»Wie willst du das beurteilen, Frau Stehen-bleiben-oder-es-knallt?«

Ruth lacht. »Schon gut.«

»Ich hoffe, du fühlst dich jetzt nicht alt.«

»Dafür brauch ich dich nicht.«

»Bei euch alles okay?«

Sie zögert. »Hm – ja. Wir haben so was wie einen Mordfall.«

»Krass. Wie geht es meinem Dad?«

»Ruf ihn doch mal an.«

»Mach ich.« Kurze Pause. »Bestimmt.«

Im Hintergrund kann Ruth wildes Stimmendurcheinander hören. Bei dem nahezu perfekten Wetter dürften sich die Schüler auf

Darlenes Sonnenterrasse stapeln. Das Café ist die bevorzugte Anlaufstelle für die Seniors der Loyalton High School. Tamy besucht die elfte Klasse. Ein Jahr noch, und sie kann anfangen, sich einen Studienplatz zu suchen, was bei ihrem Notenschnitt kein Problem darstellen sollte. Augenblicklich liebäugelt sie mit Berkeley oder Stanford und generell der Idee, irgendwann den Nobelpreis für Biologie verliehen zu bekommen.

»Hör mal«, wechselt Ruth das Thema. »Du könntest uns bei einer Sache helfen.«

»Klar.«

»Wir haben hier ein Beweismittel.« Sie dreht das Tütchen zwischen ihren Fingern. »Wahrscheinlich ein USB-Stick. Bisschen futuristisch, mit Display und einer Art Button –«

»Ein IDkey.«

»Gut, ähm – der Stecker sieht anders aus als bei den Dingen, die ich so benutze.«

»Kleiner?«

»Ja.«

»Abgerundete Ecken?«

»Bingo.«

»Typ C. Wird der neue Standard.«

»Und wo steckt man so was ein?«

»Im Moment gibt es von Apple nur ein einziges Notebook, das die Option anbietet.« Tamys hochzufriedener Tonfall und die Kunstpause lassen ahnen, was als Nächstes kommt. »*Rein zufällig* besitze ich so ein Gerät. Also wenn ihr mich mit den Ermittlungsdetails vertraut macht, könnte ich im Gegenzug –«

Sie lässt den Satz in der Luft hängen.

»Das muss dein Dad entscheiden«, sagt Ruth.

»Bis wann braucht ihr den Computer?«

»Heute noch.«

»Hm. Doof. Also, ich käme ja runter, aber ich weiß nicht, ob ich einen finde, der mich auf die Schnelle mit nach Downieville nimmt, eigentlich war das erst für Mittwoch geplant –«

»Ich komme hoch zu dir.« Ruth überlegt. »Deinen Dad bring ich mit.«

»Geht's Luther wirklich gut?«

Sobald Tamy in den Erwachsenenmodus wechselt, nennt sie ihren Vater beim Vornamen. Aus Respekt, wie sie sagt, um ihn nicht auf seine Funktion zu reduzieren. Und Tamy kann sehr erwachsen sein. Sie musste es früh lernen, so wie Luther, wenngleich Tamys Lernprozess unter weit schmerzlicheren Umständen verlief. Ruth weiß nur zu gut, dass man dem Mädchen nichts vormachen kann.

»Ich hoffe es«, sagt sie.

»Du hast vorhin gezögert. Darum.«

Kluges Kind. »Dein Vater ist der stärkste Mensch, den ich kenne. Mach dir keine Sorgen und fall nicht mit der Tür ins Haus, aber ruf ihn an, okay? Ich weiß, er freut sich.«

»Okay.«

»Danke, Tamy.«

»Hör schon auf. Du musst dich nicht dafür bedanken, dass ich meinen Dad anrufe.«

»Ich melde mich, bevor wir losfahren.«

»Noch was«, sagt Tamy. »Geht davon aus, dass der Stick verschlüsselt ist. IDkeys kann nur der autorisierte Besitzer öffnen.«

Ruth nagt an ihrer Unterlippe. »Das wird schwierig.«

»Wieso?«

»Sofern es sich tatsächlich um die Besitzerin handelt, ist sie tot.«

»Verstehe. Habt ihr die Leiche?«

»Ja.«

»Dann ist es nicht so schwierig.«

»Nicht?«

»Nö. Bringt einfach ihren rechten Daumen mit.«

Luther schiebt Puzzlesteine über den tiefblauen Himmel in der Hoffnung, dass sie ein Bild ergeben.

Puzzlestein eins, der Wagen gehört Nordvisk, einem High-tech-Riesen aus Palo Alto. Nachdem Marianne der Toten einen halbwegs präsentablen Look verpasst hat, sollte die Feststellung ihrer Identität kein Problem sein, sofern sie tatsächlich für Nordvisk gearbeitet hat. Stein zwei, sie kam aus östlicher Richtung, wo Nordvisk Land besitzt. Drittens, das rapide Ende ihrer Fahrt spricht für mangelnde Geländekenntnis und Handeln in Panik, weil ihr der andere Wagen im Nacken saß. Viertens, gestorben ist sie zwischen Mitternacht und ein Uhr morgens. Eine halbe bis eine Stunde zuvor hatte sie eine körperliche Auseinandersetzung. Das deckt sich mit der Zeit, die ein Fahrer vom Sierra Valley nahe der Grenze zu Plumas bis zur Unfallstelle braucht, wenn er auf die Tube drückt, der Kampf könnte also auf Nordvisks Grundstück stattgefunden haben. Fünftens, das Handschuhfach war ausgeräumt, von ihr selbst vielleicht, aber warum hat sie dann den einzigen Gegenstand, der für sie von Nutzen gewesen wäre, nämlich die Stablampe, dagelassen?

Weil nicht *sie* das Fach durchstöbert hat.

Sondern ihr Verfolger. Um was zu finden? Frustrierend für ihn. Er verliert seine Beute an die Nacht, kann nicht sicher sein, dass sie tot ist, und es bis auf weiteres nicht überprüfen. Dafür müsste er runter zum Fluss – keine Chance bei stygischer Dunkelheit und Regen. In der Morgendämmerung könnte er zwar ein Boot organisieren, aber da sind schon die ersten Touristen unterwegs, also fährt er zurück nach Osten.

Wohin dort? Zurück auf dieses ominöse Grundstück? Stimmt, da oben ist etwas. Irgendeine Anlage, versteckt im Wald. Hat Carl davon erzählt? Luther war nie in diesem Waldstück, selbst der ortskundigste Deputy kann nicht jeden Winkel eines Riesengebiets wie Sierra kennen, das fast gänzlich aus unwegsamer Natur besteht.

Nie ist der Name Nordvisk Inc. gefallen.

Doch wie es aussieht, ist Nordvisk der Schlüssel.

Luther lauscht dem Knattern des Sternenbanners und sieht

zu, wie sich der Horizont vom Pazifik her milchig eintrübt, als wachse dort eine gewaltige Wand aus Gischt in die Höhe. Als Ruth anruft, um ihm die Ergebnisse der Fahrzeuguntersuchung mitzuteilen, rutschen weitere Puzzleteile an ihren Platz, und jetzt ist er völlig sicher: Jemand *hat* den Wagen durchsucht und die Hinterlassenschaften seiner Finger abgewischt, und der Stick in den Polstern ist ihm entgangen. Dann klärt Ruth ihn über die ID-key-Problematik auf.

»Und wie stellt Tamy sich das vor?«, fragt er. »Sollen wir der Frau den Daumen abschneiden?«

»Würde ja nicht wirklich was ändern«, murmelt Ruth.

»Du spinnst wohl!«

»Sir, ja, Sir! Nein, Sir!«

»Hast du mal versucht, das Ding ans Laufen zu kriegen?«

»Wie denn, du Träumer? Ich krieg gerade mal meine Waschmaschine gestartet, und die ist überfällig fürs Museum.«

»Du sollst doch nur rausfinden, ob sich in dem Display was tut.«

»Das ist so winzig, dass sich eine Feldmaus die Augen dran verderben würde. Wir werden den Stick in diese verdammte Typ C Buchse stecken und sehen, was passiert.«

»Na schön«, sagt Luther. »Ich wollte sowieso hoch nach Loyaltan.«

»Wozu?«

»Geht dich das was an?«

»Kann ich erst entscheiden, wenn ich's weiß.«

Luther seufzt. »Ich hab ein schlechtes Gewissen wegen Darlene, und Tamy vermisse ich jeden Tag, den sie nicht zu Hause ist. Zufrieden?«

»Noch nicht ganz.«

»Außerdem besitzt Nordvisk im Sierra Valley nahe Plumas Land.«

»Nordvisk?«, echot Ruth überrascht. »Wo denn da?«

»Hab ich auch gefragt.«